

Die Garterlaube

Verlag
Bucherei
Elbing



1932. Nr. 28
Berlin, 14. Juli

Heimkehr vom Feld (Schwalenberg in Lippe)

Zeichnung von Robert Kämmerer

Preis 30 Pfennig
zuzügl. ortsübl. Zustellungsgebühr

Vom Ohr zum Herzen

Herttha, Dortmund. Sie sind 27 Jahre alt, Witwe, und haben ein fünfjähriges Töchterchen. Vor einem halben Jahr haben Sie einen Herrn kennengelernt, dessen Zuneigung zu Ihnen Sie herzlich erwiderten. Als aber dieser Mann erfährt, daß Sie nicht, wie er geglaubt hatte, ein junges Mädchen, sondern Mutter sind, veränderte sich seine Einstellung Ihnen gegenüber, und von der Absicht zu heiraten wurde nicht mehr gesprochen.

Die Erklärung Ihres Freundes, er sei nun einmal kein Kinderfreund und könne auch den Gedanken nicht ertragen, ein fremdes Kind in das gemeinsame Heim aufzunehmen, will mir gar nicht gefallen und wirft kein schönes Licht auf seinen Charakter. In Ihren eigenen Bemühungen, sein Verhalten in dem Bericht an mich zu entschuldigen, sind Sie allzu großzügig. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mann, der eine Frau wirklich liebt, ihr Kind als fremdes bezeichnet. Der Gedanke, daß hier vielleicht die Aufgabe liegt, der vaterlosen Kleinen schon um der geliebten Frau willen ein treuer Freund und Führer zu sein, wird diesem Manne nie kommen. Sein Verhalten zeigt deutlich, daß für ihn die Ehe nur die Erfüllung eigener Wünsche zu bringen hat, daß das kostbare „Ich“ der Punkt ist, um den sich alles dreht. Sie müssen sich darüber klar sein, daß Ihre Entscheidung ein Entweder-Oder verlangt, nämlich in der Frage, ob Ihr persönliches Glück oder die Liebe zu Ihrem Kind maßgebend sein soll. Ich habe an dieser Stelle in ähnlichen Fällen gesagt, daß ein Kind nicht unbedingt ständig im Elternhaus leben muß; aber die Grundeinstellung zu ihm muß in jedem Falle entgegenkommende Liebe sein, wenn das Kind nicht zu kurz kommen soll. — Ich verstehe, daß Ihnen die Entscheidung schwer fällt, daß in Ihrem Alter der Gedanke grausam erscheint, um des Kindes willen auf eigenes Glück verzichten zu müssen. Aber ist es denn so sicher, daß Sie auf ein Glück verzichten würden? Wird ein Mann, der angesichts eines kleinen, vaterlosen Geschöpfes keine weiche Regung empfindet, der so sehr auf seine Behaglichkeit bedacht ist, wirklich der liebevolle Gatte und Kamerad sein, den Sie sich ersehen? Daran denken Sie, ehe Sie sich entschließen, Ihr Kind ganz fortzugeben; der Tausch würde Sie eines Tages bitter gereuen und das Bewußtsein der Verantwortung zu einer schweren Anklage werden.

G. D. G. Sie sind 27 Jahre alt und haben sich in eine zehn Jahre ältere Frau verliebt. Ihre Familie ist jedoch mit Ihren Heiratsplänen nicht einverstanden, und Sie fürchten, daß es zum Bruch mit den Ihrigen kommen könnte, wenn Sie Ihre Absicht ausführen und die Frau heiraten.

Zu der Frage des Altersunterschieds zwischen Ehegatten habe ich mich an dieser Stelle schon geäußert und möchte nur wiederholen, daß man sich auch in dieser Frage vor verallgemeinernden Urteilen hüten muß; es kommt bei der Beurteilung im hohen Maße auf Charakter und Wesensart der Beteiligten an. So erweckt Ihr Brief den Eindruck, als ob tatsächlich für Sie die ältere Frau die geeignetere Lebensgefährtin wäre. Bei einer Selbstprüfung müssen Sie sich darüber klarwerden, was Sie in der Frau am meisten suchen, ob Mütterlichkeit oder Kameradschaftlichkeit, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß das eine das andere unbedingt ausschließen muß.

Es ist verfehlt, daß Sie in so Schroffer Weise der Haltung Ihrer Angehörigen ein Entweder-Oder gegenüberstellen. Ich bin überzeugt, daß sich bei einigem guten Willen und etwas weniger Heftigkeit eine Einigung ergeben wird. Zeigen Sie Ihrer Familie, daß Sie mit ruhiger Festigkeit zu Ihrem Entschluß stehen, und erinnern Sie Ihre impulsivere Schwester in aller Freundschaft daran, daß schließlich nur Sie selbst über Ihre eigene Zukunft entscheiden können. Solche impulsiven „Entweder-Oder“ stellt man mit 17, aber nicht mehr mit 27 Jahren!

Frau Tringard. Ihre Frage eignet sich nicht zur Veröffentlichung; das Bürgerliche Gesetzbuch gibt eine klare Antwort darauf, die Ihnen bekannt sein dürfte. Darüber hinaus habe auch ich nichts hinzuzufügen.

Eusanne, Marburg. Bei einem Ausflug haben Sie unerwartet den Mann Ihrer Schwester gesehen, der mit einem Ihnen unbekannten Mädchen offenbar auf Wochenendausfahrt war. Sie möchten wissen, wie Sie sich zu verhalten haben.

Ihre Absicht, sofort Ihre Schwester in Kenntnis zu setzen, halte ich für falsch. Derartige „Liebesdienste“ haben schon oft genug großes Unheil angerichtet. Sie wissen ja noch nicht einmal selbst, ob hier tatsächlich ein Unrecht vorliegt. Wenn Sie sich um Ihrer Schwester willen verpflichtet fühlen, etwas zu unternehmen, können Sie nur eins tun: selber ehrlich mit dem Schwager reden.

Räthe. Ihre Anfrage müßten Sie an einen Astrologen richten; ich kann nur zu einem Punkt Ihrer Darlegung Stellung nehmen. Ihr Mann entschuldigt seine Herrschsucht und Heftigkeit immer damit, daß er nun einmal „im Zeichen des Stiers“ geboren sei! Das ist zwar eine sehr moderne, aber auch bequeme Ausrede; wo kämen wir hin, wenn wir nun außer der so gern zitierten bösen Zeit auch noch die Sterne für unsere Fehler verantwortlich machten! Da wir diese Fehler auf jeden Fall selber „ausbaden“ müssen, so ist es schon nötig, sie, durch keinen rosigten Schimmer verhüllt, so zu erkennen. Und nun noch einen kleinen diplomatischen Rat an Sie: Vermeiden Sie, einen Stier unnötig zu reizen, und machen Sie Ihren Spott gegen den Glauben Ihres Mannes nicht zum roten Tuch!

BAD-NAUHEIM

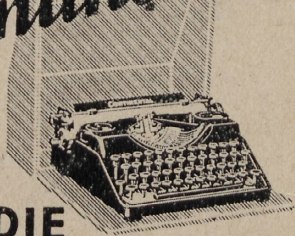
Gesenkte Kurabgabe

Auskünfte: Hess. Staatsbad und Reisebüros
In Berlin: Auskunftsstelle für Bad-Nauheim, W 62,
Bayreuther Str. 36 hp. (B. 5. Barbarossa 3098)

Das Herz- und Rheuma-Bad

Gleich gute Heilerfolge bei Beginn Arterienverkalkung, Gicht, Bronchitis, Rückenmarks- und Nervenleiden. Kohlensäurereiche Kochsalzthermen. Mannigfache Bäderformen in abgestuften Stärken. Inhalatorium. Schöner Erholungsaufenthalt. Vorzügliche Unterkunft bei angemessenen Preisen.
Neuer Golfplatz.

Klein-Continental



FÜR DIE REISE!

Das moderne Schreibzeug für jedermann

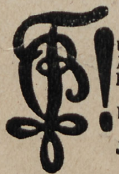
Einzelheiten und Druckschrift 664 unverbindlich.
WANDERER-WERKE A.-G., Schönau-Chemnitz.



Auch
unreifes
Fallobst
kann

verwertet werden

Verlangen Sie kostenlos das Rezept zur Verwertung des Fallobstes zu Süßmost mit der Kleinkeller Mostmax, d. i. Obstmühle mit Presse von **Hans Kaltenbach**, Mostmax Fabrik, Lörrach / Baden.



Studenten-utensilienfabrik.
Älteste und größte Fabrik d. Branche, 1842 gegründet
Emil Lüdke, G. m. b. H.
Jena i. Thür. 65.
Katalog gratis.

Nicht nur zwanzigjährige



nein, jede Frau und jeder Mann kann jugendlich schön und bewundernswert erscheinen, aber die Figur muß schlank und gefällig sein. Darum fort mit überflüssigen Fettablagerungen. **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** bereitet Sie davon, erfrischt das Blut und die Säfte u. ist dabei sehr bekömmlich u. wohlschmeckend. Packg. M. 1.80 Kurp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 und 11.25. In all. Apothek. u. Drogerien.

Dr. Ernst Richters FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE

„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Gullstraße 7

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Eherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einchl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Postzirkel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Abzähl nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Eherl G. m. b. H. Hauptdriftleitung: H. e. i. n. z. A. m. e. l. u. n. g in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: A. o. b. e. r. t. M. o. h. r., Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. P. e. n. i. a. f., Berlin. — Nachdruck verboten. — Sammler für die Driftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35–41. — Sprechzeit der Driftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11–1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Eherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Eherl G. m. b. H., Berlin.

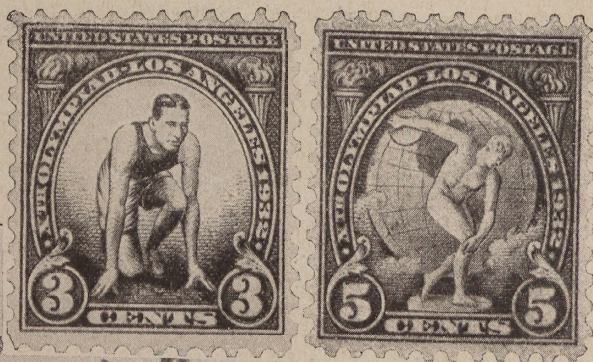


New York — Berlin 17 Stunden 40 Min.

Die amerikanischen Flieger Griffin und Mattern, die zu einem Flug um die Welt gestartet waren, stellten diesen neuen Rekord auf

Rechts: Olympiade-Briefmarken

die anlässlich der Veranstaltungen von Los Angeles in den Vereinigten Staaten ausgegeben werden



Ein Kolonial-Denkmal

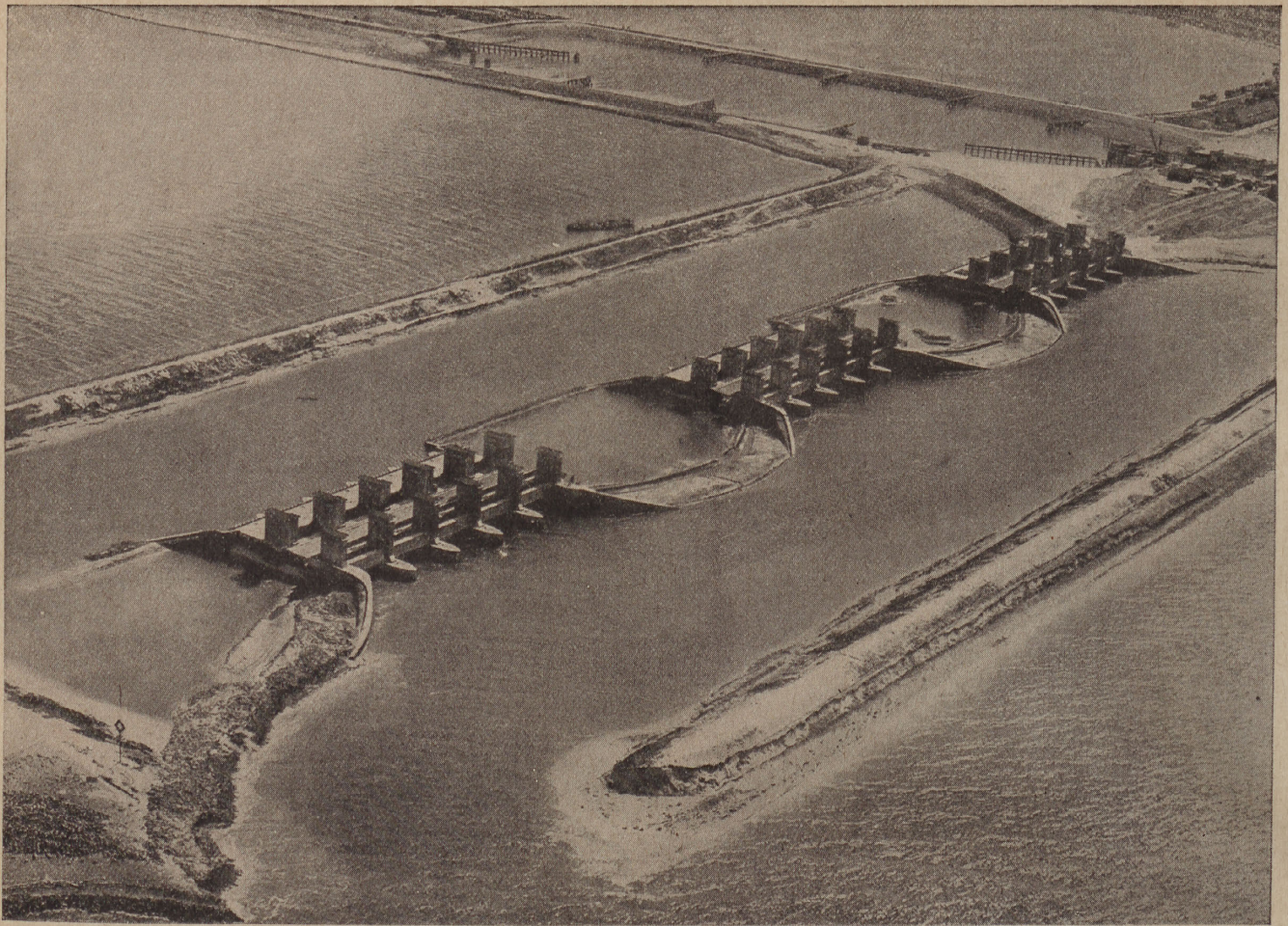
des Provinzialverbandes Schlesien wurde in Breslau enthüllt
Aufn. F. Krapp



4. Deutsche Reichskriegertagung in Dortmund

Vorbeimarsch des alten oberschlesischen und westfälischen Landsturms mit den trauerumflorten Fahnen der verlorenen Reichsgebiete

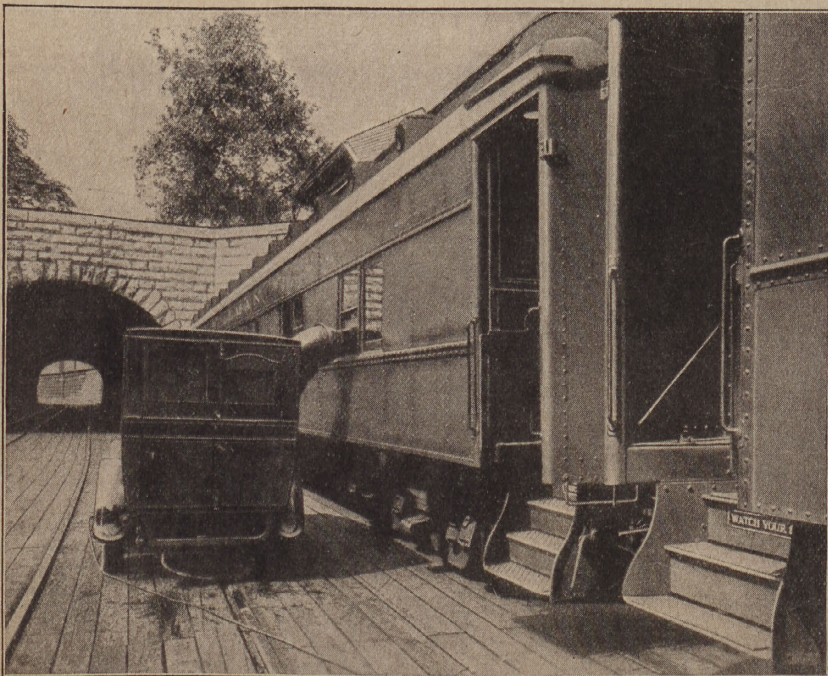
Aufn. Schotten



Aufn. Kutschuk

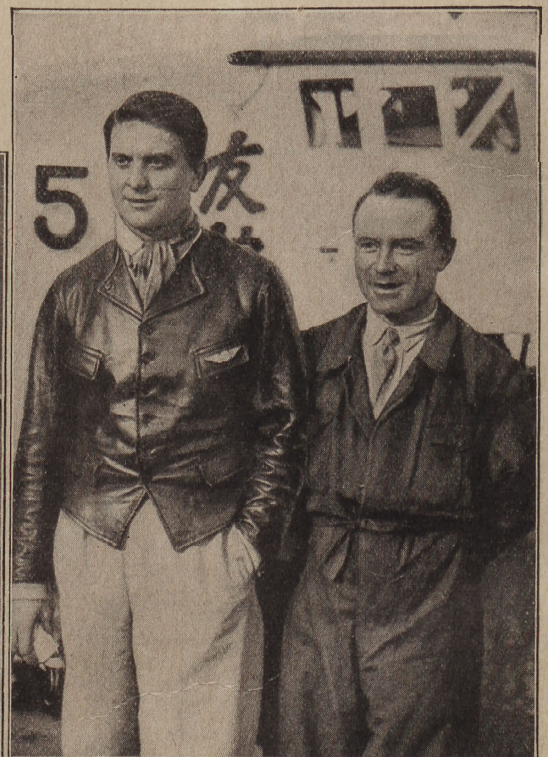
Ackerland statt Seegrund

Die drei riesigen Gruppen von Pumpwerken bei Wieringen, durch welche die abgeschlossenen Teile der Zuidersee entwässert werden sollen



Frische Luftzufuhr für Eisenbahnwagen in Amerika

Die frische Luft wird über eisgekühlte Behälter durch ein Rohr in den Wagen gepresst



Der Australienflieger Bertram und sein Bordmonteur Klausmann wurden nach 6wöchiger Irrfahrt durch den australischen Busch von zwei Negern aufgefunden. Nach einer Notlandung waren die Piloten auf der Suche nach menschlichen Behausungen vor Hunger und Entkräftung zusammengebrochen. Aufn. Schirmer

Meine kleinen Freunde in Australien

„Wir hatten eine schöne Christnachtfeier“, beginnt ein Brief vom Januar, den ich vor etlichen Wochen von meinem kleinen Freund Anton Semmler aus Süd-Australien erhielt. „Wir Sonntagschulkinder hatten deutsche Lieder gesungen und deutsche Verse aufgesagt, und dann bekamen wir kleine Geschenke. Zu Hause hatten wir auch einen Christbaum und bekamen auch Geschenke, von meinem Vater ein Buch von H. S. Jagel. Es ist spannend und christlich. Ihren freundlichen Brief habe ich erhalten, und das schöne Buch kam zwei Tage danach, und danke Ihnen herzlich für beide. Die Geschichten vom Eulenspiegel habe ich durchgelesen, welche sehr interessant sind. Wir sprechen alles Deutsch zu Hause, denn Vater und Mutter leiden es nicht, wenn wir Englisch sprechen, denn wir müssen das Deutsche lernen. Meine Eltern sind in Australien geboren...“

Alljährlich im Frühling erhalte ich solch einen langen deutschen, mit deutschen Lettern geschriebenen Erzählbrief aus Synodoch, einem kleinen Ort nordöstlich von Adelaide. Einmal berichtet er von jungen Ragen, einem neuen Kraftwagen, in dem man nun weiter im Lande herumfomme, ein andermal von der Pfirsich-, Feigen- und Traubenernte, die gerade am 1. Weihnachtstfeiertage begonnen habe, und jedesmal sind ein paar kleine Photographien von einigen jetzt etwa 10- bis 14-jährigen Jungen mit ihren Eltern beigelegt: kräftige, hochgewachsene Gestalten, die wie stattliche schlesische Landwirte ausschauen. Und wie stimmt dazu Antons Bemerkung: „Meine Eltern sind in Australien geboren?“

Es war im Jahre 1838. Süd-Australien war gerade erst zur englischen Kolonie erklärt worden, und Einwanderer waren sehr erwünscht. Da beschlossen eine Reihe schlesischer Lutheraner, denen nach Einführung der „Union“ die Abhaltung ihres Gottesdienstes nach altlutherischem Ritus unterjagt war, wie



einst die englischen „Pilgerväter“ um des Glaubens willen Haus und Hof zu verlassen und sich jenseits des Ozeans eine neue Heimat zu schaffen. In offenen Booten fuhren sie die Oder und Elbe hinab bis nach Hamburg, wo der Dampfer „Prinz Georg“, gestellt von dem Vorsitzenden der „Australischen Landbank“ in London, sie aufnahm, um sie nach Süd-Australien zu bringen. Mit einem Darlehen von 4000 englischen Pfund wurde das kühne Unternehmen finanziert, und willensstark und ausdauernd haben sich die glaubensstarken Lutheraner in der Fremde erwiesen, um nicht nur die Zinsen

aufzubringen, sondern auch Ackerland zu kaufen und unter denkbar schwierigen Verhältnissen in dem unwegsamen Lande vorwärtszukommen. Straßen und damit Verkehrsmittel fehlten vollständig, setzen doch auch Pferd und Wagen bereits einigermaßen gebahnte Wege voraus. Aller Hausrat, Lebensmittel usw. mußten zunächst also auf dem Rücken nach den neuen Wohnplätzen geschafft werden, und ebenso gelangten die landwirtschaftlichen Erzeugnisse an die Küste zurück. Aus Tanunda, der jungen deutschen Siedlung, wanderten Männer und Frauen 60 Kilometer weit durch den australischen Busch nach Adelaide, um dort ihr Obst und Gemüse gegen den dringendsten Bedarf einzutauschen. Aber man hielt durch. Nach wenigen Monaten schon standen große Dörfer der schlesischen Lutheraner mit sauberen, strohgedeckten Hütten, weiten Stallungen und, nicht zu vergessen, mit Kirche, Schule und Pfarrhaus in den Bergtälern nördlich von Adelaide und um das heutige Tanunda.

Die Enkel der vor fast 100 Jahren mit dem „Prinz Georg“ gelandeten Deutschen sitzen in hochentwickelten, fruchtbaren Gebieten Süd-Australiens. Als schlesische Tabaksbauern waren sie gekommen, aber der Tabak wollte in Australien nicht gedeihen, und so gingen sie zum Weinbau über. Seppeltsfeld, der Mittelpunkt des deutsch-australischen Weingebietes, ist der Stammsitz

Agfa bewahrt die Freuden der Jugend



Strahlenkrone.

1950 vielleicht blättert der Knabe von heute im Album seiner Eltern. Da — **das war ich?** Lächelnd erinnert er sich der glücklichen Kindertage, wo es nur mit einem Ziegenbock die Kräfte zu messen galt.

Agfa wählen heißt **wertvoller photographieren**. Die **weltbewährten Agfa-Apparate** sind erhältlich in den Hauptpreislagern: **RM 13.05, RM 14.85, RM 32.40, RM 37.80**. Dazu die unbedingt zuverlässigen **Agfa-Isochrom-Films und -Platten**.

Sie nutzen sich selbst, wenn Sie die Geschäfte mit der Agfa-Strahlenkrone am Schaufenster bevorzugen, denn beim autorisierten Agfa-Händler erhalten Sie alle Agfa-Artikel stets frisch und in einwandfreier Beschaffenheit.

der aus Schlefien eingewanderten Familie Seppelt, die wohl die größte „Weinfabrik“ der Welt mit etwa einem Duzend riesiger Betriebe ihr eigen nennt.

Der Krieg und seine Folgen hat in die Entwicklung der Deutschen in Australien tief eingegriffen. Vor 1914 waren ihre Verdienste um das Land offen anerkannt. Auch jetzt sitzen sie trotz Deutschenhaß und Deutschenheße wieder in der Regierung und im Parlament Süd-Australiens, obgleich sich, im Gegensatz etwa zu Deutsch-Amerikanern, jeder, dessen Großvater oder Urgroßvater aus Deutschland eingewandert war, noch heute als Deutscher bezeichnet. Nur ist es kein Deutschtum im politischen Sinne, denn politisch sind die Enkel der Eingewanderten Australa-



lier. Deutsch aber sind sie im Herzen, im Glauben und, soweit wie möglich, in der Sprache. Und auf diesem Wege, über unsere deutsche Muttersprache, bin ich zu meinen australischen Freunden gekommen.

Krieg und Inflation lagen hinter uns, die Bande zwischen den Völkern gingen wieder an, sich fester zu knüpfen, da las ich eines Tages in einer hiesigen Zeitschrift die bewegliche Klage einer deutschen Mutter an die „Australische Zeitung“. „Unsere Kinder“, so heißt es da, „gehen fünf Tage in die englische Schule, und da bleibt für das arme Deutsch nur Sonnabend und Sonntag übrig.“ Die Freunde der Kinder, so könnte man hinzufügen, sprechen größtenteils Englisch, Zeitungen, Bilder, Anschläge und Bücher, womit sich die Kinder etwa in ihren Freistunden beschäftigen, sind englisch. Wie soll es da den Eltern gelingen, das Gegengewicht für die deutsche Sprache, die deutsche Kultur zu gewinnen? Die deutsche Mutter draußen, die ihr Kind deutsch erziehen will, spricht mit ihm Deutsch, wie wir hier mit unseren Kindern. Aber ihr mangeln die mächtigen Mit-erzieher, die unzähligen, kaum merkbaren Einwirkungen der deutschen Kultur durch die gesamte Umwelt. Daß es höchste Zeit war, in der Heimat etwas dafür zu tun, die deutschstämmige Bevölkerung im Ausland deutsch zu erhalten, das hatten wir erkannt. Aber selbst bei einem wohlhabenden Volke, wo es an Geldmitteln nicht fehlt, bedarf es zur Gründung etwa von Schulvereinen und dergleichen Zeit. Wenn diese Zeit verloren geht, so ist das gleichbedeutend mit dem Verlust vieljähriger Einwirkungsmöglichkeiten auf die ausländische Jugend deutschen Stammes. Das arme Deutschland muß jedoch darauf fassen, wie es schnell und zugleich möglichst kostenlos wirken kann, um seinen Kindern im Ausland die Muttersprache zu erhalten.

Als ein solches Mittel hatte ich seit langem das deutsche Kinderbuch erkannt. Dieses Mittel kann jedes deutsche Elternpaar rasch und selbstständig, ohne eine große Organisation hinter sich zu haben, anwenden, und wird dabei sicher beim Kinde selbst Unterstützung finden. Freude ist das Lebenselement jedes gesunden Kindes, danach hungert es, ihr strebt es unbewußt und bewußt

mit allen Kräften seines Lebens zu. Freude also muß das Deutsche ins Dasein des Kindes bringen, dann wird tief im Innern ein festes Band geknüpft zwischen dem deutschen Kinde draußen und der fernen Heimat. Das deutsche Kinder- und Jugendbuch also empfahl ich in einem „Offenen Briefe“ an die „Australische Zeitung“ der unbekannten, ungenannten deutschen Mutter in Australien und fügte gleich einige gute, mir besonders geeignet erscheinende Bücher bei. Die Übermittlung übernahm in lebenswürdigster Weise ein um das Auslandsdeutschtum hochverdienter Redakteur.

Monate vergingen. Fast hatte ich Brief und Bücher verloren gegeben, da kam eines Tages eine Nummer der „Australischen Zeitung“ mit dem vollständigen Abdruck meines „Offenen Briefes“ und einer Nachschrift der Redaktion. Darin wurden die von mir gesandten Bücher aufgezählt und die deutsch-australischen Kinder zu einem richtigen Wettbewerb um diese Bücher aufgefordert. „Kinder, schreibt uns einen deutschen Brief, etwa darüber, wie schwer oder wie leicht es euch wurde, Deutsch zu lernen, welche Gelegenheit euch geboten wird, Deutsch zu lernen, wo ihr wohnt und wie es in eurer Gegend aussieht! Gebt Alter und Namen genau an! Die drei besten Briefe, die uns erreichen, erhalten die uns so freundlich zur Verfügung gestellten Bücher, auch werden wir die Briefe abdrucken.“ Acht Wochen später traf eine neue Nummer der Zeitung bei mir ein mit 18 darin abgedruckten deutschen Kinderbriefen und einem Stimmzettel, auf dem jeder



Leser den ihm würdig erscheinenden Preisträger — Frieda Vogelfang, Siegfried Held, Gerhard Schmidt oder wie die urdeutsch klingenden Namen alle hießen — vermerken sollte. Zugleich brachte der Redakteur, offenbar selbst hocherfreut, die Mitteilung, daß der deutsche Konsul in Adelaide eine Reihe deutscher Bücher und ein anderer Deutscher drüben eine namhafte Summe für den Wettbewerb gestiftet habe. Daß ich meinen Stimmzettel ausfüllte und mit einem besonderen Bücherpreis abschickte, braucht nicht erwähnt zu werden. Seit jener Zeit aber besteht mein Briefwechsel mit dem damals zehnjährigen Anton Semmler: Deutsche Bücher und Spiele bringen Grüße aus der Heimat der Großeltern zu den deutschen Jungen nach Süd-Australien. Seit zwei Jahren etwa gibt es außerdem einen Briefaustausch zwischen einer jungen Bekannten von mir und Antons nun 16jähriger Schwester. Ja, sogar zwei Vettern, alte Herren, einer in Tanunda, der andere in Berlin, sind durch meinen „Offenen Brief an eine deutsche Mutter in Australien“ nach sechzig Jahren wieder zusammengeführt worden.

Hauchdünne persönliche Fäden spannen sich von Deutschland hin über den Ozean, Kulturträger, die für Deutschland werben und unsere fernen Landsleute immer wieder an die alte Heimat erinnern. Sollte es sich nicht lohnen, heute, wo uns die Mittel zu großzügiger Kulturwerbung fehlen, persönliche Initiative in den Dienst dieser nationalen Aufgabe zu stellen?

Dr. Margot Melchior

Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Reil in Leipzig

WEIT ist der Weg ZUEINANDER

Roman von Jenny Sattler-König

10. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G. m. b. H., Berlin

Nicht leicht scheint es, mit Ferrys Mama sich zu verstehen! Das ist eine sehr gepflegte und noch immer schöne, schlanke Frau, die ohne viel Worte mit ihnen allen lebt. — Manchmal, wenn sie neben Ferry im heißen Sande des Burgwalls liegt und träumt, fühlt Maren die Blicke der Frau Hansen mit dem Ausdruck einer sonderbaren und prüfenden Anteilnahme auf sich ruhen. Oft in solchen Augenblicken verharret sie mit geschlossenen Augen und läßt in leiser Unruhe die Gedanken der fremden Frau über sich walten; oft aber auch öffnet sie die Lider und erwidert voll den Blick der Frau Klara Hansen. Dann schauen sich die beiden — es währt nur Sekunden und scheint ihnen doch unendlich lang zu sein — tief in die Augen. Maren fragt und fragt, aber die andere antwortet nicht. Es ist in ihrem Blick eine Warnung, die Maren nicht recht begreifen kann, die nur eine tiefe und zitternde Bewunderung in ihrem Herzen wachruft und so etwas wie eine Zärtlichkeit. Wem ähnelt Frau Hansen nur in solchen Augenblicken, wem? fragt sich Maren. Plötzlich wird es ihr klar, wem dieser zärtliche Ausdruck zuweilen sehr gleichen kann! Es ist Ernesta: Ernesta früher und zuweilen auch jetzt, wenn sie die kleine Schwester mit einem nachdenklichen, sorglichen und ein wenig neidvollen Blick streift. —

Frau Hansen steht sich sonderbar mit ihrem Sohn. Sie sind ganz offen zueinander; sie scheuen sich nicht, auch vor Fremden sich Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. Jedoch sie läßt sich immer ein wenig von ihm suchen, sie läßt sich umwerben von ihm, wie eine fremde Frau, und sie bleibt immer ein wenig spröde, ein wenig spöttisch und in Reserve. Sie kann mit Tante Martha in klugen Worten ganz sachlich über ihn sprechen, ebenso sachlich und klug, wie sie über alle Dinge zu sprechen pflegt. — Sie ist nebenbei der Typ der intellektuellen, wenn auch nicht akademisch abgestempelten Frau, der Maren äußerst erreichbar dünkt! — Aber immerhin kann Maren diese Haltung dem Sohne gegenüber nicht völlig verstehen. Ein Wort, das

nicht für sie bestimmt ist und das sie doch einmal auffängt, bringt ihr ein wenig Verständnis und verwirrt sie doch noch viel tiefer. „Man darf den Hansens nicht zeigen, daß man sie ins Herz geschlossen hat“, sagt Frau Hansen mit einer ganz und gar nicht fühlen, sondern mit einer verzweifelten und zitternden Stimme, „man muß sie sehr kurz halten. Sie können nur versprechen, nicht erfüllen!“

Maren denkt lange über diese sonderbaren Worte nach, aber sie vergißt sie dann doch wieder. Viel später erst kommen sie ihr auf einmal wieder in den Sinn.

* * *

Solche Ferienwochen haben es in sich: Erst scheint die Zeit fast stillzustehen, und dann laufen plötzlich die Tage mit einer unheimlichen Geschwindigkeit ihrem Ende zu. Maren muß nun bald auf ihre Schulbank zurück, und auch die beiden Hansens wollen nur noch kurze Zeit bleiben, um sich dann mit Herrn Hansen in einem ausländischen Kurort zu treffen. — Maren kennt den Vater Ferrys gar nicht; er soll ein sehr gewichtiger Herr in der Berliner Hochfinanz sein. „Ach, der Papa hat niemals Zeit für uns!“ pflegt Ferry zu sagen. „Ich glaube, er weiß gar nicht, wie wir eigentlich aussehen!“

Maren scheint es unendlich schwer, sich wieder von der See zu trennen. Sie kann sich besinnen, daß sie schon als sehr kleines Mädchen mit einer sonderbar bewußten Schärfe des Erlebens auf den seltenen Reisen an die See, die Mutter mit den Kindern unternahm, dies alles in sich aufgenommen hat. Diese Unendlichkeit des Blickes, den erregend herben Duft des Meeres, den salzigen Geschmack auf den immer ein wenig gespannten Lippen und die Vertrautheit des warmen, schmiegsamen Sandes, in den man tief, tief die Hände hineinwühlen kann, in den man das Gesicht betten kann und aus dem einem ein sonderbarer, herrlicher Geruch entgegensteigt; diesen Geruch vermag man niemals wieder zu vergessen, man verspürt immer wieder da hinten, zu Haus, Sehnsucht nach ihm! —

In diesen letzten Tagen hegt Maren sehr häufig den

Wunsch, allein zu sein. Sie entzieht sich Ferry, sie will nicht mit ihm zusammen sein. Sie geht umher und nimmt Abschied von allem.

So wandert sie auch heute allein durch die Dünen, im dünnen weißen Kleid, mit bloßen Armen und Beinen. Es ist so ein Tag, wie sie ihn besonders gern mag: sonnig und doch ein wenig kühl. Der Himmel ist von stetig wechselnden, eiligen, weißgrauen Wolken bedeckt, und der warme Wind, der die Glieder betörend umschmeichelt, biegt Bäume, Sträucher und Gräser mit einem gewaltigen Rauschen, das schon an Spätsommer und Stoppeln gemahnt, um und um. — Maren ist ungeschlüssig, wo sie sich niederlassen soll. Da sind zu viele Fleckchen, die sie gern mag. Schließlich macht sie doch halt auf einem ganz einsamen Plätzchen in den Dünen, das die beiden einmal zufällig entdeckt haben. — Man hat hier versucht, Eichen anzupflanzen. Es ist aber nichts daraus geworden; nur ein paar kurze, zerrupfte Sträucher sind übriggeblieben, die gegen Wind und Sand ihren kargen Lebensraum verteidigen. Sie reichen Maren kaum zur Hüfte, aber man muß sich in sie hineinlegen, um ihren warmen, kräftigen Druck zu spüren, der sich sonderbar von allem andern hier abhebt, so erdhast, schwer und landgebunden ist er. —

Maren weiß nicht, wie lange sie hier mit geschlossenen Augen gelegen, vielleicht auch geschlafen hat. Mit einem Male fühlt sie, sieht es fast durch die geschlossenen Lider hindurch, daß ein Blick auf ihr haftet. Wie sie ein wenig mehr zu sich selber kommt, ist sie sich bewußt, daß dieser Blick schon lange da sein muß; so lange, wie all das, was sie gedacht hat, eine besondere Richtung genommen hat. — Über ihr steht Ferry. Er sieht erheitert aus; denn er ist schnell gelaufen, um sie hier zu suchen. Sein dunkles, glänzendes Haar hängt ihm in einem niedlichen Hörnchen in die feuchte Stirn. Maren schlägt die Augen auf und blickt ihn an, erst ein wenig leer, dann immer klarer, und er erwidert ernsthaft ihren Blick. Er hat eine zu merkwürdige Art, zu schauen! stellt Maren wieder einmal für sich fest. Es ist so ein kurzes Blikken drin, so, als ob er zupacken möchte, wenn es ginge. — Schließlich dauert ihr dieses Anschauen ein wenig zu lange. „Nun, Ferry“, sagt sie müde — denn eigentlich hat sie gar keine Lust, zu reden —, „du hast mich wohl gesucht?“ — „Freilich hab' ich dich gesucht“, sagt er hastig und sucht ihren Blick wieder zu gewinnen, aber Maren wendet den Kopf ab und schaut wortlos vor sich hin. „Natürlich hab' ich dich gesucht“, wiederholt er noch einmal, und dann, als keine Antwort erfolgt, kniet er plötzlich neben ihr nieder. „Weißt du denn nicht, Maren, daß ich dich immerzu suche? Daß — daß —“ Er ringt nach Worten und schaut sie flehend an. — Aber Maren bleibt kühl; die ganze Szene scheint ihr unverständlich. Sie richtet sich nun auf, zieht die Beine an, faltet die Hände über den Knien und betrachtet Ferry aufmerksam. Der schlägt die Augen nieder und schweigt eine Weile. — Dann beginnt er noch einmal. „Weißt du, Maren, ich habe gar nicht gewußt, daß es das wirklich gibt.“ — Schweigen. — „Es ist ganz plötzlich über mich gekommen; man kann das nicht beschreiben.“ — Schweigen. — „Es ist ganz klar: Du bist der Mensch, den ich brauche, — du bist es, der mich ergänzen kann, — du —“ Er bricht ab und schaut sie erwartungsvoll an. — Jedoch Maren schweigt still; sie versteht einfach nicht, was er da will. Was soll sie auch tun? Die äußeren Gebärden der Liebe und der Liebelei sind ihr fremd. Ferry, wie er so da sitzt — mit den brennenden Augen und dem Hörnchen auf der Stirn —, tut ihr furchtbar leid. Sie würde ihm auch recht gern helfen, aber sie fühlt sich völlig außerstande. Sie weiß es doch von sich selbst, aus ihren langen Erfahrungen in innerlichen Dingen: So etwas muß man ganz allein mit sich ausmachen, da kann einem kein anderer helfen!

Sie springt also rasch auf, streicht sich das Kleid glatt, schüttelt den Sand aus den kurzen braunen Haaren und geht ihm voran, heimwärts. — Ferry wandert stillschweigend neben ihr her; er sagt nun gar nichts mehr. Jedoch wenige Schritte vor ihrem Hotel, unter lauter Menschen, bleibt er plötzlich stehen und packt ganz fest ihre Hand. „Maren“, sagt er mit blitzenden Augen, mit einem beinahe bösen Ausdruck, „heute hast du mich nicht verstanden oder auch nicht verstehen wollen. Aber es kann sein, es kann sein, wir sehen uns mal wieder, und dann, dann mußt du mich verstehen!“

Dies sind eigentlich die Worte, mit denen Maren Etterling und Ferry Hansen sich trennen, obwohl sie noch drei Tage hier zusammenbleiben, baden, spielen und alles genau so handhaben wie bisher.

Es ist aber doch nicht so, daß Maren diese letzten Worte des Ferry vergessen hätte. Im Gegenteil! Sie denkt oft einmal daran zurück, und es ist ihr, als habe eine gefährliche Drohung darin gelegen, deren Sinn ihr nur noch nicht völlig deutlich sei!

Später, wie sie wieder auf der Schulbank sitzt und dieses Jahr, diese ganze, endlose Zeit des Schulbanksetzens, plötzlich ihrem Ende zuzieht, wird ihr vieles klar, was sie vorher gar nicht begriffen hat. Das, was da in den Dünen geschehen ist, das war also eine richtige, eine regelrechte Liebeserklärung! Es war etwas viel Wesentlicheres, als sie damals geglaubt hat! Sie hätte die Situation ganz anders austreten können, wenn sie ihr gewachsen gewesen wäre. Ja, und vor allem, wenn sie Ferry wiedergeliebt hätte! — Dieser Gedanke ist ausschlaggebend, und es ist klar, daß von einer Liebe ihrerseits zu Ferry keine Rede sein konnte. Trotzdem war Ferry ein sehr lieber Kerl; besonders in der Ferne kann man ihn ganz gut ein wenig gernhaben; er ist doch so etwas wie ein männliches Ideal, kein Zweifel! — Alle diese stillen Erörterungen gehen ihr den anderen Mädchen gegenüber ein geheimes Übergewicht. Sie fühlt sich ihnen nun in Liebesdingen ebenbürtiger, sie wird weiblicher und, ohne es zu ahnen, in allen ihren Äußerungen ein wenig bewußter. Trotzdem vermeidet sie peinlich, Ferry ihren Freundinnen gegenüber irgendwie zu erwähnen. Sie zeigt auch nicht Photographien, auf denen sie zusammen abgebildet sind; kurz, sie will nicht Vermutungen hervorrufen, die ihr nicht lieb sein würden. Dies alles ist der Beweis für etwas ganz Sonderbares: Je mehr nämlich die Zeit vergeht, beginnt sie, diesem abgeklärten Ferry, von dem sie nur hie und da einmal hört, in ihrem Herzen ein ganz kleines Heiligtum zu errichten. In der Entfernung verliebt sie sich nun ein wenig in ihn, wie Mädchen das so tun. Sie weiß schließlich gar nicht mehr recht, wie er aussieht und wie er eigentlich war. Seine bloße Existenz in der Welt genügt ihr vollkommen.

* * *

Das Idol Ferry bewahrt Maren vor jedem anderen Verlieben. — Wie sie nun auf der Universität ist, schart sich auf einmal ein ganzer Haufen von Verehrern um sie. Liebeserklärungen werden ihr etwas ganz Geläufiges, und wollte sie vergleichen, so wäre leicht herauszufinden, daß (zu seiner Ehre) Ferry damals im Sommer nur wenig Routine gehabt haben kann. —

Sie ist in Freiburg in einen schönen, fröhlichen Kreis junger Menschen hineingekommen, denen sie allen, ohne es selbst zu wissen, etwas Neues, Seltenes — so etwas wie eine geistige Auffrischung — bedeutet. Mit ihrer gesunden Unbefangenheit, ihrer innerlichen Verschlossenheit, hinter der manche eine verschwiegene Aufforderung, eine Verheißung zu spüren vermehren, steht sie unter den andern. Alles dreht sich irgendwie um sie, alles wirbt um sie. Sogar die Liebeleien der einzelnen Paare verblaffen um sie, wie ein schöner Rahmen um ein besonders ein-

drucksvolles Bild. — Dabei scheint sie selbst jedoch fast unwichtig. Mehr das Prinzip reiner, unverbrauchter Mädchenhaftigkeit als ihre Persönlichkeit zieht die anderen so unwiderstehlich an. —

Um Maren herum steht eine wackere Leibgarde, die sie liebt und betreut. Da sind der narbenbedeckte, wortfarge Herr Marade, ein Jurist, der schon seit Semestern sich nicht zum Examen entschließen kann; der blonde, weiche Peter Seifert, der immer schwärmen muß und viele, viele Gedichte an Maren verfaßt, die manchmal auch ihr Ziel erreichen; und schließlich ein stattlicher Mediziner, Herr Jahr, der von der Wasserkannte kommt und diese Abkunft durch eine dunkelblaue Marinemütze betont, die ihn überallhin begleitet. — Es wäre zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß Maren all dieser Verehrung gegenüber ungerührt geblieben wäre! Im Gegenteil, sie lernt in den zwei Semestern hier allerlei. Sie bekommt es ein bißchen ins Handgelenk, wie man auf Männer wirken muß. Sie wird ohne Zweifel etwas kokett. Sie wird auch sehr stolz auf sich selbst und innerlich so übermütig, wie sie noch niemals bisher gewesen ist. Die akademische Freiheit und die Routine des akademischen Lebens, die sie sich rasch aneignet, sind ihr ein bißchen zu Kopf gestiegen. In einer ungeheuren Frische und Fröhlichkeit lebt sie dahin, getragen vom Strom einer heiteren Geselligkeit. — Vielleicht ist es ihr Glück, daß sie sich in keinen Menschen hier ernstlich verlieben kann.

* * *

Wie wird das aber nun im dritten Semester, in Wien, wo sie plötzlich und ganz unerwartet Ferry wieder sieht? — Sie tritt zum ersten Male die Universität, noch ganz erfüllt von dem Wirbel der großen Stadt und von dem „Salon mit Kabinett!“, das sie soeben bei Frau Blaustein — einer sonderbaren dicken Frau mit funkelnden pechschwarzen Vogelaugen und dem roten Lockenwald einer überalterten Theaterdiva — gemietet hat. Gegen die blendende Helle des Maitages draußen — sie hat in diesem Sommer ihre Arbeit ein ganzes Teil später angefangen, infolge einer ernstlichen Krankheit der armen Tante Martha — ist es drin im Gebäude schattig und noch viel zu kalt. Maren muß sich erst an die Finsternis gewöhnen. Große, dunkle Flecken tanzen ihr vor den Augen, sie muß die Lider schließen, und noch, während sie das tut, denkt sie mechanisch: Dort an der Säule stand doch Ferry!? — Ja, der, der mich eben ansah, das war Ferry Hansen!!

Freilich ist es Ferry! Er steht ebenso lässig an eine Säule gelehnt, wie er damals vor zwei Jahren sich an die Strandkörbe zu lehnen pflegte: die Hände in die Hosentaschen tief vergraben, den Kopf ein wenig schief gelegt. So mustert er, ganz unbeteiligt scheinbar und doch mit dem zupackenden Blick, den Maren schon an ihm kennt, die Menge, die lachend, in allen Sprachen plaudernd, flanierend sich an ihm vorüberschiebt. — Hat auch er Maren bereits gesehen? Sie zaudert, ob sie ihn begrüßen soll; ein unverständlicher, heftiger Wunsch überfällt sie, die Universität hier, die lockende Stadt, das süße Kabinett, nach dem sie bereits mit allen Koffern übergesiedelt ist, eilends und ohne Wiedersehen zu verlassen, irgendwohin zu flüchten. — Diese hastigen Gefühlschwankungen währen nur einen Augenblick. Dann tut sie ein paar kurze Schritte, Ferry tut auch ein paar kurze Schritte, und sie reichen einander die Hände.

Sie sind sich eigentlich nur ganz kurze Zeit fremd; so lange nämlich, wie sie brauchen, um den Ring entlangzugehen und in der Nähe des Burgtheaters ein Kaffeehaus aufzusuchen. — Schon, wie sie sich hier niedergelassen haben — beide einbezogen in den lebendigen Pulsschlag dieser fremden Stadt, mit ihren dahinrasenden Autos, ihren klingelnden Straßenbahnen und ihren Fiakern, die

jetzt in der Morgenfrische lustig und angreiferisch auf dem blanken Asphalt einherklappern —, wie sie mit raschen, scheuen Blicken des anderen Gesicht nach Veränderungen abgetastet haben, ist die Fremdheit gewichen, sind sie ganz nahe beisammen. Schon jetzt, in der ersten Stunde, hat die wunder-, wunderschöne Zeit begonnen, die man niemals wieder vergessen wird! Es gibt kein Alleinsein mehr, keine Einsamkeit, kein tapferes Hineinmarschieren in fremde Welten, zu fremden Leuten: Alles ist auf einmal eingetaucht in eine wundersame Zweiheit, ein Zusammengehen, Zusammenerleben, das Maren und auch Ferry niemals bisher gekannt haben und das sie mit all dem Feuer und all dem Enthusiasmus, den sie besitzen, auskosten. — Sie begreifen jetzt noch nicht völlig, was sie beide eigentlich hier zusammen erleben. — Es geht ihnen erst viel später auf, nachdem sie schon lange wieder getrennt sind.

Es gibt gar kein Wien mehr, keine Schlösser oder Bilder oder was alles die Leute sich hier anschauen mögen: Es gibt nur diese eine herrliche Gemeinsamkeit. Alles muß ihr dienen, alles ist nur Rahmen, alles nur Mittel zum Zweck. — Sie bummeln den Graben hinunter. Sie sitzen im Kaffeehaus. Sie machen gemeinsam Einkäufe. Sie treten auf Fußspitzen hinein in den Stephansdom und blicken mit verdunkelten Augen die langen, langen Reihen der Firmlinge hinunter, die dort andächtig und schwankend stehen und ganz in das gleitende Flackern der tausend und aber tausend Kerzen und in den starken Duft von Weihrauch und Blumen versunken sind. Aber es ist immer so, als wäre das alles nur für sie da, als schwänge alles mit im Rhythmus ihres Gefühls, im Feiern ihres herrlichen Zusammenseins!

Ist es immer so? Sind sie immer so glücklich? Nun, um ehrlich zu sein, es gibt bei Maren Stunden, in denen sie innehält. Sie ist manchmal müde, sie ist nicht so kräftig wie ihr Freund, der unermüdllich allen Vergnügungen nachjagt und sie bis zum letzten auskostet. Manchmal liegt sie im Halbdunkel ihres geliebten Kabinetts, das schmal und eng ist und nur ein kleines, verhängtes Fensterchen nach dem Flur hinaus hat, und denkt nach, oder sie ruht auf dem Diwan des Salons (das o lang gedehnt und betont sprechen!) und betrachtet durch halb geschlossene Lider den Ferry, der — die Beine über die Lehne des Polsterstuhls gehängt — rauchend und häufig einmal verstoßen gähnend die Blätter eines Buches umwendet. Wenn sie ihn so anschaut: das bräunliche, schmale Gesicht, die dunklen Haare, von denen noch immer ein eigensinniges kleines Hörnchen in die Stirn hereinhängt, die Augen mit ihrem scharfen, zupackenden Blick, der manchmal, ganz plötzlich, erschreckend auf sie zuspringt, die geschmeidige, fehnige Gestalt — kurz, wenn sie den ganzen Mann, der da vor ihr lagert, abwägt, dann wird ihr angst und bange. Sie kann ihn auf einmal nicht mehr leiden, ihr ist das und jenes zuwider, er ist ihr nicht zart genug, und er ist viel zu unverständlich in Dingen, die eine Frau betreffen. Es ist immer noch so, daß sie über manches mit ihm nicht sprechen kann, daß er in zarteren seelischen Bezirken keine Heimat zu haben scheint, wenn er auch in den zwei Jahren gelernt hat, da, wo er nicht recht mitreden kann, übermäßig viel Worte zu machen und so eine innere Armut recht geschickt zu verschleiern. — Ja, Maren weiß um diese innere Armut, wie sie es recht streng nennt, ganz genau, aber es ist ihr nicht klar, ob das nun mit Männern überhaupt so ist, oder ob da allein bei Ferry ein gewisses Manko vorliegt, das wohl kaum zu beheben sein wird. Maren kennt ja so wenig Männer, daß sie derlei schwer zu entscheiden vermag. Auch hat Ferry wiederum eine Menge Vorzüge, die einem Mädchen schon ins Auge fallen müssen. Er strahlt ganz unstreitig einen sinnlichen Reiz aus, dem Maren sich nicht entziehen kann. Es ist ähnlich

wie damals vor zwei Jahren im Seebad: Man lag im Sande in der warmen Sonne und fühlte mit einem wohligen Erschauern — und doch mit leisem Unbehagen — seinen Blick auf sich ruhen.

Nun, es ist gar keine Besorgnis, finnt Maren weiter mit halb geschlossenen Lidern vor sich hin. Es ist in all den Wochen nichts geschehen, und es wird auch nichts geschehen! — Trotz eines gelegentlichen Russes wurden niemals die Grenzen überschritten, die sie selbst — in unbekannter Bestimmtheit — sich und ihm gezogen hat.

* * *

An einem Nachmittag steht ganz plötzlich Georg in Maren's kleinem Salon. Er trägt einen dunklen Hut und einen kurzen dunkelblauen Regenmantel und wirkt neben dem Bilde Ferrys, das Maren hier unablässig, zu jeder Stunde und Minute, im Sinne trägt, ganz außerordentlich schwer und gedrungen. — Fest und verlässlich steht dieser Bruder Georg da inmitten der anmutigen und ein wenig verwahrlosten Nichtigkeiten eines verbliebenen Reichtums und lacht sie mit seinen dunklen Augen glücklich an. — Todmüde sieht er aus. Die ganze Nacht ist er gefahren, am Vormittag hat er der interessanten Operation beige-wohnt, und dann hat er noch mit einigen Kollegen zusammen im Arztekafino Mittagbrot gegessen. So, und nun ist er da, — er hat noch ein paar Stunden Zeit, da wird er sich mit Maren Wien ansehen, und dann muß er mit dem Nachtzug wieder zurück nach Berlin fahren.

„Es war ungeheuer interessant, Maren“, sagt er, „du hättest das mit sehen müssen. — Warum studierst du nur nicht auch Medizin?! — Eine ganz neue Operation! Sie ist erst einige Male gemacht worden, und bis jetzt auch nur hier in Wien. Welch ein Glück, daß sie in Berlin gerade mich dazu bestimmt haben, hierherzufahren, um ihr beizuwohnen und dann dort davon zu berichten! — Es ist eine Augenoperation; man wendet sie an zur Verhinderung der Erblindung bei Netzhautablösung. . .“ Er hält langsam ein in seinem Redefluß und betrachtet aufmerksam die Schwester, die noch immer, mit weit geöffneten, großen grauen Augen, halb aufgerichtet, auf dem Diwan sitzt und ihn anschaut. Sie sieht so anders aus, als er es gewohnt ist, so schön, so — fremd. Ist es die Umgebung, die malerisch, üppig und ein wenig schlampig sie umrahmt? — Maren senkt die Augen in leiser Scham. Ahnt Georg etwas davon, daß sie angstvoll jeden Laut draußen auf der Treppe verfolgt, daß sie jeden Augenblick davor zittert, daß Ferry, mit dem sie natürlich für den Nachmittag verabredet ist, hereinschneien könne? So töricht! Die beiden könnten einander doch kennenlernen, sie hat nichts vor Georg zu verbergen! — Und doch möchte sie gern ein Zusammentreffen verhindern; es ist ihr nicht lieb; die beiden passen auch sehr wohl zueinander. Georg ist viel, viel zu solid für Ferry!

Der Bruder hat eine Weile schweigend dem Befremdlichen hier in diesem Zimmer nachgesonnen. Endlich scheint er das, was ihn stört und unruhig gemacht hat, gefunden zu haben. „Was rauchst du denn für Zigaretten, Maren?“ fragt er unwillig und hält ein kleines Päckchen empor. „Englische? Ägyptische? — Nein, das darfst du keinesfalls tun! Die sind viel zu schwer für dich! Überhaupt: das viele Rauchen! Was ist denn das hier für eine Lust!“ Er tritt zum Fenster und öffnet weit beide Flügel. Da steht er nun, breit und dunkel sich abhebend gegen die blendende Helle des Sommernachmittags, dehnt mit einer kraftvoll ruhigen Bewegung die Arme und schüttelt mit tiefem Aufatmen alles Beklemmende von sich ab.

„Komm, mach dich gleich fertig!“ sagt er über die Schulter, ohne sich umzuwenden. „Ach, ich bin ja so glücklich, daß das so schön gegangen ist, daß ich nun alles hier einmal sehen kann, alles, alles!“ Er deutet mit einer

herrischen Geste auf den breiten Straßenzug zu seinen Füßen, der den Blick von der steinernen Pracht der Botivkirche bis hin zum massigen gotischen Bau des Wiener Rathhauses leitet. — Wie er sich wieder wendet, ist Maren schon verschwunden. Sie hantiert drüben im Schlafzimmerchen und ist nach einigen Minuten, bereit zum Ausgang, wieder zur Stelle.

Ganz anders als mit Ferry ist so ein Ausgehen mit Georg! Ferry ist ein leichter, ein etwas verwöhnter, ein etwas wählerischer Genießer; Georg ist bis zum Rande mit überquellender Lebensgier erfüllt. Seine dunklen Augen leuchten kindlich, wenn er das Geld mit großer Geste nur so hinwirft. „Georg“, lächelt Maren und legt die Hand bittend auf seinen Arm, „es ist doch nicht notwendig, daß du so verschwendest! Laß mich doch auch einmal etwas bezahlen, du gibst dich ja ganz und gar aus!“ — „Das verstehst du nicht, Kleines“, gibt Georg zurück. „Erstens hab' ich unmenschlich viel Tagesgelder bekommen, so daß ich hier in Wien schon etwas ausgeben kann, und zweitens ist das bei mir auch anders als bei euch. Wenn ich, bei all meiner vielen Arbeit, einmal frei hab', dann muß ich die Zeit auch nützen. Ich hab' nicht alle Tage Zeit zum Flanieren, ich hab' nicht alle Tage eine schöne Schwester am Arm!“ Und er stürzt sich förmlich in das bunte Treiben der Kärntner Straße, er wirft sich hinein in das Gewühl des Praters, und noch spät am Abend, kurze Zeit vor der Abfahrt des Zuges, steht er mit Maren auf der Gloriette und blickt mit seinen großen dunklen Augen stumm auf die riesige Stadt, die mit tausend und aber tausend aufglänzenden Lichtern sich zu seinen Füßen ausbreitet. — „Ich bin ja so glücklich, Maren“, sagt er, „daß ich dies alles nun einmal sehe! — Früher hat Mutter mir immer davon erzählt, wie sie mit Vater in Wien gewesen ist, und ich hatte keinen anderen Wunsch, als dies auch einmal — wenn möglich, mit ihr zusammen — zu erleben.“ — Maren schiebt still ihre schmale, weiße Hand in des Bruders Rechte und schämt sich, auf eine seltsame und unbegreifliche Art, ganz fürchterlich. — Sie ist über diese Scham selbst da noch nicht völlig hinweg, als Georg ihr aus dem Fenster des gemächlich sich in Bewegung setzenden Zuges noch einmal zärtlich die Hand drückt. —

* * *

Ferry und Maren sind hier in Wien unglaublich liederlich: Sie besuchen ihre Kollegs eigentlich überhaupt nicht mehr! Sie unternehmen tagtäglich etwas, fahren bald dahin, bald dorthin, sind immer zusammen, und manchmal am Abend entdecken sie, daß sie den lieben, langen Tag mit keinem anderen Menschen gesprochen haben als nur miteinander. Das ist sogar so bei den kleinen und großen Studentenreisen, die sie mit ihren Wiener Kameraden unternehmen. — Sie haben eine Reise nach Ungarn mitgemacht, sind einmal im Burgenland, einmal auf dem Semmering gewesen, und Maren hat mit Erstaunen bemerkt, daß das alles viel Geld gekostet hat, viel mehr als je bisher in ihrer Studentenzeit. An sich könnte ihr das ja gleichgültig sein; sie schämt sich nur ein wenig vor dem Onkel, der in Gelddingen immer streng mit ihr gewesen ist und der alles so schön für sie eingerichtet hat: einen auskömmlichen Monatswechsel und dann ein Sonderkonto, das nur bei Notwendigkeit angegriffen werden möchte. Nun, manchmal hat das Sonderkonto jetzt schon herhalten müssen: Ferry hat immer viel großspurige Vorschläge, sein auswärtiger Papa versorgt ihn reichlich mit Geld, und Maren kann sich doch nicht gut lumpen lassen! Trotzdem ist es klar, daß die beiden noch die oft geplante und immer wieder verschobene kleine Reise in die Wachau machen müssen. Das geht nicht anders, das Semester ist nun bald vorbei, und wer weiß, was dann werden wird? — Ferrys Papa plant eine lange Informationsreise nach Amerika.

Es ist nicht unmöglich, daß er die mit seinem Sohn zusammen unternehmen wird! Mit derlei dunklen Andeutungen von Trennung und Nimmerwiedersehen weiß Ferry leicht die unbehaglichen und nicht völlig sichhaltigen Einwände seiner Gefährtin zu zerstreuen. — Sie liebt mehrtägige Reisen zu zweien nicht allzu sehr; sie weiß selbst nicht, weshalb. Es gibt da so viel Unvorhergesehenes! Ihr kleines Rabinetti, das ist ihre Burg, da kann niemand hinein; und die dicke Frau Blaustein mit dem fleckigen schwarzen Kleid, dem mehrfachen Unterkinn und dem unübertrefflichen Topfenschmarren, das ist der Burgwart. Da ist man sicher!

Trotz alledem ist es dann wunderschön auf dem breiten Donaudampfer, der sie mit großem Stampfen und Schnaufen, und doch rasch, den breiten, gelben, geschwinde dahinströmenden Fluß hinaufträgt. Sie liegen auf bequemen Stühlen vorn auf dem Vorderdeck und lassen die fröhlichen Ufer an sich vorüberziehen. Die vorausgegangenen Tage sind ungewöhnlich kühl gewesen, und es ist nun ein geradezu animalischer Genuß, die Glieder von der heißen Sonne durchgluten zu lassen und mit geschlossenen Augen diese herrliche Luft, die gesättigt ist von Sonne, Wasser und den Gerüchen heißer Erde, reisenden Kornes und gehauenen Grases, in sich hineinzutrinken. Ferry springt manchmal auf und läuft umher. Er muß mit seinem zwar schönen, aber allzu komplizierten photographischen Apparat alles, rein alles knipsen; er bewundert quacksilbrig sämtliche Dinge, die ihm vor Augen kommen, und schließlich findet er einen bildhübschen, tolpatschigen Foxterrier, mit dem er spielen muß. Waren ihrerseits ist müde. Sie liegt herrlich matt in ihrem Stuhl, ihre Glieder sind schwer und wollen ruhen. Aber trotzdem ist sie ganz und gar frisch und wach und voll einer heftigen Erlebnisfreudigkeit, die sie sonst nicht immer besitzt. Dies ist eine wunderbare Reise; das Gesetz der Reibung ist gleichsam aufgehoben, man schwebt auf diesem weißen Schiff, das auch eine Wolke sein könnte, und alles prägt sich einem mit der Unvergänglichkeit reiner Glücksempfindung tief, tief in alle Sinne ein! — Die Töne vom Ufer her: Kinderlachen, Glockenläuten und die verflingenden Laute täglicher menschlicher Arbeit vermischen sich mit dem Rauschen des Wassers, mit dem Poltern der Balken auf dem Schiff, dem Hinundherlaufen der Matrosen, dem Stampfen der Maschine und dem hellen Gelächter der Reisenden zu einer überwältigenden Melodie des Lebens, der man ganz sich hingeben, in der man ganz und gar aufgehen muß, um einen Augenblick lang jenes reinen, wesenlosen, von jeder Bitternis freien Glückes teilhaftig zu werden, das das Leben für uns bereit hält. —

Sie haben es nicht eilig mit ihrer Reise. Sie unterbrechen sie da und dort. Sie schauen sich Kloster Neuburg an, baden in der Donau und wandern ein wenig umher. Des Abends bleiben sie in Dürnsstein, tafeln dort fürstlich in einem Gastgarten, der mit grünen, wuchernden Wein-



Regenpause

Radierung von W. Wolfgang Breuer

ranken und blühenden Blumenkästen dicht über der Donau hängt, stolpern in der Dämmerung durch die engen, budligen Gäßchen und geraten in einen verfallenen Klosterhof, wo aus Gras und Steinen eine betäubende Glut steigt. Da hocken sie beide auf einer heißen Steinplatte, träumen vor sich hin und neigen sich bedrohlich dicht einander zu, als plötzlich eine lange, dunkle Gestalt vor ihnen steht. Es ist ein Mönch in brauner Kutte und mit mageren Händen; er betrachtet sie eine Weile und wendet sich dann schweigend wieder ab. Lautlos gleitet er dahin, wie ein Schemen, den sie bloß geträumt haben. Aber er ist doch dagewesen! Jäh hat er einen Schatten auf ihr Glück geworfen, der sich nicht wegweisen läßt! Die beiden springen verwirrt auf und gehen davon. —

(Fortsetzung folgt)



Mammillaria uncinata
(Mexiko)



Echinopsis paraguayensis
(Südamerika)



DORNROSCHEN

aus den Tropen



Astrophytum asterias
(Mexiko)

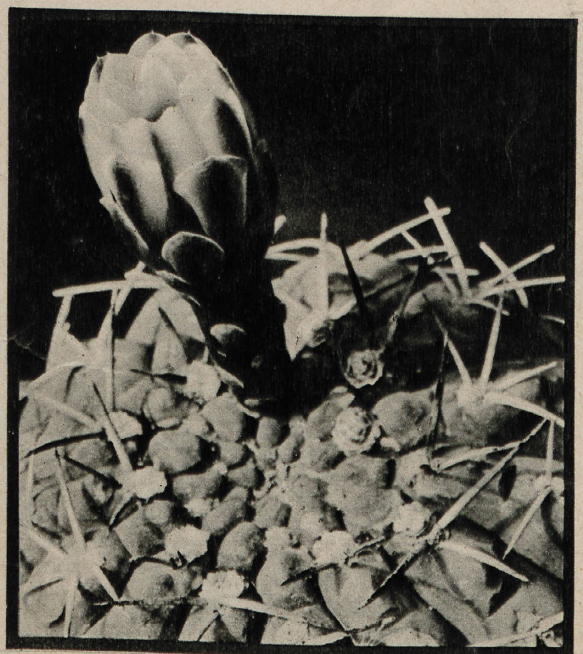
Aufnahmen: Dr. Paul Wolff



Echinopsis tubiflora
(Südamerika)



Links: *Stapelia grandiflora*
(Südafrika)



Echinocactus brachyanthus
(Argentinien)

Bruder Eichhorn

Moderne Legende von Marie v. Hutten * Zeichnungen von Prof. Klaus Richter



laus lief mit weitausholenden Schritten bergan und piff dabei eine wiegende Schlagermelodie. Er hatte keinerlei Eile, aber die drängende Kraft, der Jubel seiner achtzehn Jahre mußten sich Luft machen.

Vor ihm stieg der Sommerwald an und verlief in endlos scheinende Weiten — Riefernschläge, graugrün dunkelnd in dem Glanz der Morgensonne, vollwipflige Buchenbestände, licht und aufgeschüttelt in goldnem Grün. Täler taten sich dazwischen auf, aus denen Wasser aufblitzte und die Dörfer farbig schimmerten und Kirchtürme in die Höhe ragten.

Schön war die Erde und schön war das Leben.

Der Junge erreichte jetzt den Wald, ging noch ein Stück weit am Rand, bezaubert von dem Spiel tanzender Lichtkringel und gründerdämmernder Schatten. Der Specht hämmerte, Wildtauben gurrten.

Klaus warf sich ins Gras und starrte in den blauen Himmel, so als stünde da oben alles geschrieben, was das Leben für ihn bereithielt. Oh, er wollte zugreifen, wollte ihm Herrliches entreißen! Der Möglichkeiten waren ja so viele. Pilot? Das lockte besonders, mit der Suggestion fremder Länder und atemraubender Abenteuer. Auf die Zeppelinwerft oder Ausbildung zum Kampfflieger? Vielleicht ging man nach Afrika und baute Raffee? Man hatte dort ja Beziehungen. Und eine Vision von Löwen- und Elefantenjagden tauchte zwischen dem Ziehen weißgeballter, sonnenbeschienener Wolken auf.

Klaus richtete sich in die Höhe und reckte die Arme, an denen die Muskeln schwellten. Ach nein — kein gelehrter Beruf mit Bürohöfen und Federfuchsen, sondern dahin, wo es etwas zu erringen gab, die ganze Kraft und noch etwas darüber täglich einzusetzen und das heiße süße Spiel zu spielen mit Gefahr und Wagnis, mit Leben und Tod.

Die Wangen des Jungen brannten, es lief ihm pridelnd durch die Adern. Und es geschah fast unbewußt im aufquellenden Gefühl von Herrschaft und Überkraft, daß er einen Stein aufnahm und nach dem Eichhörnchen zielte, dessen roten Rücken er in den Zweigen eines Baumes sah.

Das Wurfgeschloß schnitt scharf und sicher durch die Luft — das kleine Tier fiel vom Baum.

Nun erschrak Klaus. Er war nicht grausam, liebte sogar die Tiere, war nur jung und stark, gedankenlos und gewalttätig.

Ob es tot war oder nur verletzt? Vielleicht hatte es nur durch den unerwarteten Anprall das Gleichgewicht verloren und lief schon längst durch Gras und Heidekraut davon. Es zog ihn, nachzuschauen, dann ließ er sich von einer Art trotziger Scham abhalten, sprang auf und ging mit großen, federnden Schritten weiter.

Aber die Freude an dem jubelnden Sommermorgen war ihm getrübt. Er lief aufs Geratewohl, fand, daß er nicht mehr recht wußte, wo er war, und begann sich umzusehen. Eine Lichtung leuchtete heller zwischen Bäumen herüber; er ging mit schnellen Schritten darauf zu, da dort vielleicht ein Ausblick zur Orientierung dienen mochte.

Als er aus dem grünen Dämmern ins Helle trat, blieb er erstaunt stehen. Jenseits blaute die Ferne von Bergen und Wäldern durch die Buchenstämme, und das belichtete Stück selbst lag in sonniger Würze von Gras, Kraut und wilden

Blumen, im Summen von Bienen und bunten Insekten, ein blühendes und duftendes Stückchen Gottesgarten.

Auf einem großen, flachen Stein saß ein Mönch in brauner Kutte, das Gesicht über etwas geneigt, das in seinem Schoß lag. Die Gestalt wirkte hier oben, weit von Weg und Steg entfernt, so befremdend, daß Klaus stehenblieb, um seine Anwesenheit auch nicht durch eine Bewegung zu verraten. Er sah, daß Vögel kamen, sich auf dem Stein neben dem Kuttenmann niederließen, daß Rehe aus den Bäumen hervorlugten und dann furchtlos auf die Lichtung traten. Ein Häschen hoppelte herbei,

setzte sich vor dem Fremden auf die Hinterläufe, legte die Pfoten weit zurück und schnupperte wohlgefällig. Das Gras wurde lebendig von Eidechsen und Laufkäfern; in der Luft standen Schwärme von Insekten um den Kopf des Mönches.

Jetzt sah Klaus auch, daß es ein krankes Eichhörnchen war, was er im Schoß hielt, und das Tierchen schmiegte sich vertrauensvoll in die gütigen Hände, die leise über seine Wunde strichen, wie um sie zu heilen. Klaus fühlte, wie ihm selbst das Blut beschämend ins Gesicht stieg.



„Bruder Specht!“ rief jetzt die klare Stimme des Mönches zu der breitwipfligen Buche hinauf, an deren weißlichem Stamm ein Rot specht eifrig hämmerte. „Höre einen Augenblick zu klopfen auf und komm zu uns herunter!“

Sogleich verstummte das Pochen, der Vogel lief eilig den Baum herab und saß mit seinem roten Samtkäppchen auf dem Kopf gehorjam auf der Ecke des Steins. Das Eidechschälchen schien unter der Berührung der heilenden Hände genesen zu sein — es saß aufrecht und stellte den rostbraunen Schweif so schön und buschig, wie es konnte. Der Minderbruder fing zu reden an, und obwohl seine Stimme nicht laut war, schien es doch, als müsse sie durch den ganzen Wald gehört werden.

„Meine Brüder und Schwestern, alles, was Gott geschaffen hat, ist da, um ihn zu loben und ihm zu dienen. Der Mensch, das höhere Geschöpf, dient ihm in Lust und Gefahr der Freiheit und Erkenntnis. Ihr aber, Wesen einer niedereren Ordnung nach Gottes Wohlgefallen — Tiere und Bäume und Gras und Blumen, Sterne und Luft und alle Himmelsräume, ihr tut es unbewußt, einfach, indem ihr seid und so seid, wie Gottes Wille euch gemacht hat. Und indem ihr lebt und atmet, euch nährt und vermehrt und den Dienst tut, den Gott jedem einzelnen von euch vorgeschrieben hat, seid ihr alle einbegriffen in die „Herrlichkeit der Kinder Gottes“ — ja, kleine, unschuldige und geliebte Kinder, auch ihr.“

Er hielt einen Augenblick inne, und es war, als ginge ein Raunen der Freude und ein hellerer Schein golden über die Dichtung. Klaus hatte das wunderbare Erlebnis, daß er mit hundertfach verschärften Sinnen alles sah und hörte, was auf dem Platz um den Bruder vor sich ging und die Sprache der Tiere, der Bäume, des ganzen Waldes verstand.

Ein Schwarzmeislein saß auf der Schulter des braunen Bruders und zwitscherte ihm eine leise Frage ins Ohr — „Du auch ich einen Dienst?“

Das strahlende Gesicht des Mönches wandte sich dem grauen Flaumbällchen zu und sah es zärtlich an.

„Freilich. Du vertilgst die Larven der schädlichen Insekten, die später die Früchte der Bäume zerstören würden. Gott will, daß die Früchte den Menschen zur Nahrung dienen.“

Die große Buche rauschte. „Und ich? Hat Gott auch mir einen Dienst gegeben, den ich erfülle?“

Der Bruder hob die stillen Augen und sah flimmerndes Beben durch die Äste und Blätter rieseln.

„Du gibst Schatten und den lebenspendenden Atem deiner Blätter. Und eines Tages wird die Art dich niederstrecken, und dann wirst du dich im Feuer verzehren und Wärme spenden, und aus deiner Asche wird neues Leben und Blühen erstehen. Du tust großen und schönen Dienst, Schwester Buche, du und alle deine Brüder und Schwestern im Wald.“

Nun wollten sie alle wissen, wozu der Herr sie geschaffen, in welchen unbewußten Dienst er sie gestellt habe. Die Eidechsen liefen den Stein herauf und schmiegten sich dem Bruder in die Hände, und ein Feuer salamander leuchtete orangerot auf der dunklen Kutte. Die Rehe drängten die schönen Köpfe heran und sahen aus großen Lichtern erwartungsvoll auf den Lehrmeister. Er sprach mit allen, und es war über ihnen wie eine große unschuldige Freude. Die Wolke von Insekten schimmerte und zitterte in allen Farben wie köstliche Edelsteine. Ob sie denn nichts anderes seien als schädliche Wesen, die vertilgt werden müßten?

Da lächelte der Mönch und hob die Hand, daß sie kommen und sich darauf niederlassen sollten.

„Freunde, ihr preist Gott mit der Schönheit eurer Flügel und eures wunderbar gezeichneten Leibes durch euren Tanz in der Sommerluft. Freut euch dessen und spielt und tanzt und schimmert weiter!“

Ein Füchsllein war vorsichtig aus den Bäumen gekommen und stand ein wenig abseits. Es war vielleicht in der Nacht in einen Hof eingebrochen und hatte den Gekruch des Bauern noch in den Ohren. Die klaren Augen des Bruders trafen ihn.

„Bruder Fuchs, du warst hungrig und hast eines der Hühner gefressen, aber das andere hast du deinen Kleinen in den Bau gebracht. Du tatest nicht unrecht, denn Gott hat alle Geschöpfe unter das Gesetz des Todes gestellt und zugegeben, daß in der niedereren Ordnung der Tod dem einen Geschöpf durch das andere kommt. Tod und Leben sind vor Gott nur eins — beide Gaben aus seiner Hand und dadurch kostbar.“

Die Stimme des Bruders, voll von Liebe und Ewigkeit, verstummte jetzt, und in den Wipfeln und Ästen der Bäume hob ein wunderbares Rauschen an, das wie tausend Harfen war und wie Wohlklang aller Saiten, die je auf der Welt gekönt hatten. Und war doch nur das Klingen aller Vogelstimmen im Walde, das Flüßtern und Raunen der Blätter und Nadeln, das Atmen, das von Pflanzen und Sträuchern ausging, von der mächtigsten Eiche herab zum kleinsten Gräslein. Und der Stein, auf dem der Bruder saß, fing in all seinen Adern zu funkeln und zu blitzen an, und jedes winzige Moos darauf grünte smaragden. Die Gräser und Kräuter wogten windhauchbewegt in farbigen Wellen über die Dichtung.

Und alles Getier, groß und klein, wurde offenbar in der ganzen Schönheit von Gestalt und Farbe, von Zweckmäßigkeit und allweiser Anordnung, in der Gott es geschaffen. Die Sonne stand tausendmal strahlender als sonst an der unermesslichen Himmelswölbung und schüttete Glanz und Jubel aus.

All diese Geschöpfe — Gestirn und Baum und Gras, Vogel und Vierfüßler, Insekt und was am Boden huschelte, Stein und Erde — sie alle atmeten und blühten in der Herrlichkeit der Liebe Gottes, von der ihr eigenes Dasein seinen wunderbaren Abglanz hatte, und auch sie liebten und dienten, stumm und unbewußt.

Der Junge am Waldbrand hatte das Knie gebeugt und wußte es nicht. Neigte einen Augenblick die Stirn, wie er gewohnt war zu tun, wenn Heiliges ihm nahekam.

Als er den Blick wieder hob, hatte sich eine große Wandlung vollzogen: Die Dichtung lag im gewohnten Sommerlicht vor ihm,

still und einsam. Der Specht hämmerte am Buchenstamm. Das Füchsllein schnürte lautlos in den Wald, die Wolke schimmernder Insekten hatte sich zerlegt, und das Eidechschälchen turnte im höchsten Tannenzwiesel. Der Stein, auf dem der Bruder gesessen, war leer, und in der stillen Mittagsluft war kaum das Wispern einiger Blätter, kaum eine ferne Vogelstimme zu hören.

Klaus stand einige Augenblicke regungslos, dann schlug er den Heimweg ein. Er ging mit weit offenen Augen, ging vorsichtig, um nicht unnötig ein Geschöpf Gottes zu zerstören. Denn die letzte Viertelstunde hatte ihm eine tiefe Ehrfurcht geschenkt, die ihm ein goldner Hintergrund bleiben sollte, von dem alle Dinge seines reichen und drängenden Lebens sich liebevoll und ewigkeitsbewußt abheben würden.



1914/18

auf der Schülbank

VON ERNA LANGE

4. Fortsetzung

Nein, Hilde Weg ist keine schwache Natur. Sie hat gutes Bauernblut in den Adern und Hände, die zufassen können, ohne zu zittern. Und doch kippt sie einmal um — — wird kaltweiß, klappt in sich zusammen, hat die Augen zu, schläft nicht, wacht nicht — — ist ohnmächtig . . .

Freitag ist der Tag, da man sich schon die Butter für die kommende Woche holen kann. Das besorgt Hilde. Wer sollte es sonst tun? Vater —? Nein, Vater hat ja so viel anderes zu belaufen, zu erfragen und zu beschaffen. Und Mutter —? Ach, da gedrückt und gestoßen vor der verschlossenen Tür — — — Nein, Elsa Weg paßt schon so nicht in diese Zeit.

Also Hilde. Und sie tut es gern. Sie kämpft sich beim Hineindrängen schon vorwärts. Sie macht die Augen schmal und preßt die Lippen zusammen und denkt: Durch!

Aber manchmal dauert es sehr lange — zu lange fast. Erst vor der Tür, dann im Laden.

Wenn die Tür oben geöffnet wird, — oh, dann das Schieben und Vorwärtsstreben! Es kommt vor, daß jemand lautlos in sich zusammensackt. — Aber es ist selten. Aller Wille ist auf das Butterbekommen gerichtet.

Hilde hofft, daß sie jetzt mit hineinkommt. Ganz vorn ist sie schon. Aber gerade da wird die Tür zugedrückt, mit rohem, gewaltsamem Zurückdrängen. Zweimal knirscht der Schlüssel, Riegel und Kette klirren nach. Hildes Kleid ist mit eingeklemmt. Sie zerrt und zieht. Vergeblich. Auch das Klopfen um Öffnen. Neben ihr eine blasser junge Frau. Wie hat sie gebeten!

„Ach, lassen Sie mich doch mit hinein, bitte, bitte! — Meine Kleine ist ganz allein in der Küche — lassen Sie mich doch mit!“ Auch das vergeblich. Verrammelt ist die Tür. Statt der Glascheiben sind Bretter. Die lassen sich nicht mit Faustschlägen zertrümmern, wie es bei dem Glas vorgekommen ist. Die junge, verhärmte Frau möchte zurück. Brennend gern möchte sie hier heraus — zu ihrem Kinde eilen. Wenn sie jetzt auch bei dem nächsten Öffnen bestimmt hineinkommt, wie lange dauert das noch —? Aber sie kann auch nicht zurück. Keiner würde ihr Platz machen. Denn unfehlbar käme er selber dadurch zurück. Und zu schwer ist jeder Schritt vorwärts erkämpft.

Um die blassen Lippen zuckt das Weinen.

„Ich habe solche Angst, daß dem Kinde was passiert — ich habe solche Angst!“

Hilde zerrt immer noch an ihrem Kleide, aber vorsichtig, daß nur der Stoff nicht einreißt.

Die Frau tut ihr so leid.

„Es wird schon alles gut bei Ihnen gehen. Bald sind Sie ja wieder da“, versucht sie zu trösten.

Das Kleid, das Kleid — es wird doch noch einreißen.

„Sie werden warten müssen, bis die Tür geöffnet wird. So bekommen sie es nicht heraus. — Wenn ich bloß zurück könnte, auf die ganze Butter möchte ich verzichten — wenn ich bloß zurück könnte! — Ich habe doch solche Angst, ach Gott, ich habe doch solche Angst! Die Wäsche ist in der Maschine, — wenn das Kind an das Feuer kommt — Gretchen, Gretchen! — — Lieber Gott, laß sie nur nicht ans Feuer kommen!“

Jergendwo schlägt eine Uhr. Zwei Stunden steht Hilde nun schon vor diesem Laden. Plötzlich erschrickt sie. Erschrickt so, daß sie ganz blaß wird. — Die Buttermarken — ihre drei Buttermarken, wo sind sie geblieben? Ganz fest hat sie sie doch in der Hand gehabt! — — Aber sie finden sich. Gott sei Dank, daß sie wieder da sind! Sie waren nur heruntergeglitten.

Die junge Frau blickt durch die Bretterreihe.

„Es sind noch so viele drinnen.“ Ihre Gedanken sind dauernd zu Hause. Und so voller Angst — so voll entschlicher Angst! — —

„Ich habe solche Ahnung, daß was passiert. Wäre ich doch nicht gegangen! Lieber Gott, lieber Gott — behüte Gretchen, behüte Gretchen! Laß sie nur nicht ans Feuer kommen! Nie wieder will ich das Kind auch allein lassen — — nie wieder, lieber Gott!“

Hilde streichelt die verarbeiteten Hände und tröstet — Und fühlt sich selbst grenzenlos elend und müde.

Endlich, endlich wird die Tür geöffnet.

Hilde und die junge Frau fliegen direkt hinein. So stoßen die Nachkommenden nach vorn. Sie werden gegen die Kante des Ladentisches gedrückt, daß alles schmerzt. Nachher ist die junge Frau weg. Hilde denkt noch: Jetzt wird sie wohl ihr kleines Mädchen schon küssen. Dann kommen ihr plötzlich die Schulaufgaben in den Sinn, die für morgen noch unbedingt zu erledigen sind. Und für Französisch mußten zwei Absätze neu übersetzt werden — — und dann auch noch englische Grammatik . . .

Und nun dämmt es schon — und um halb neun wird das Gaslicht gesperert.

Hilde fängt an zu laufen, sie rennt um die Ecke — ganz in Gedanken an diese Arbeit, sie denkt nicht an ihre Butter, an die frei in der Luft schwebende Margarine — — bis sie ihr aus der Hand fällt und auf der Straße liegt.

Grau klebt an dem gelben Fett der Ries des Weges.

Es ist gut, daß hier eine Bank steht; Hilde fühlt plötzlich ein Zittern in den Beinen. Sie reißt die Augen bis zur Grenze auf, daß sich keine Tränen, nur keine Schwächetränen in ihnen sammeln . . .

„Es ist doch gar nicht so viel verlorengegangen! Hast du dich denn so erschrocken, Hildchen?“ — Elsa Weg streicht mitleidig ihr blaßes Kind.

„Mit der englischen Arbeit bin ich aber mächtig hereingesauft. Ich glaube kaum, daß es noch eine Bier wird“, seufzt Hilde, „ich bin überhaupt nicht mitgekommen.“

Rosi betrachtet sie kopfschüttelnd. „Und ich habe dir immerzu mein Hest zum Vergleichen hingeschoben. Aber du warst einfach wie vernagelt.“

Hilde friert. Sie hätte ja sagen können, daß sie bei allem guten Willen gestern nicht zum Präparieren gekommen war. Aber. Immer diese Entschuldigungen wegen mangelndem Licht, anderer unaufschiebbarer Arbeit oder stundenlangem Anstehen vor einem Lebensmittelgeschäft! So zuwider sind sie einem manchmal schon.

Am Nachmittag fragt Johannes Weg seine Tochter: „Ist dir nicht gut?“ Er hat sie beobachtet und ist besorgt.

„Doch! Natürlich — Bloß, ich weiß auch nicht — — so komisch, so — — — ich kann es nicht ausdrücken. So über alles — — Ich habe auch etwas Kopfschmerzen —“

Hilde mag nicht, daß man sie prüfend ansieht. Sie will auch nicht eingestehen, daß sie sich seit dem Butterkauf gestern nachmittags elend fühlt. In der Nacht hat sie von der blassen Frau geträumt, — irgend etwas Schreckliches — sie weiß nicht mehr was . . .

„Ich werde ein bißchen spazierengehen. Morgen ist ja Sonntag —“

Sie geht weit. Immer am Strande entlang. Nur wenigen Menschen begegnet sie. Die vielen Bogenlampen sind nach der Seeseite zu alle schwarz überstrichen, damit ja kein Schein auf das Meer fällt und den feindlichen Schiffen Orientierung gibt. Aber diese großen stolzen Lampen brennen ja jetzt doch nie. Schwarz und dunkel stehen sie immer — auch nach der Stadt hin. Hilde muß sich beeilen, ganz dämmerig ist es schon. Sie ist weit gegangen. Hat den Rückweg vergessen.

Die graue Einsamkeit wird unheimlich. Gesindel treibt um diese Zeit sein lichtscheues Wesen. Hilde läuft. Wie schnell doch die Dunkelheit wächst! Kein Lampenschein — nirgends — an den sich das Auge tröstlich klammern könnte. Wie die Bäume gespenstisch an den Wegen stehen! Ob die beiden Schatten dort hinten wohl Menschen sind — und was für welche? — — Man braucht nicht feige zu sein, um in dieser Zeit, in dieser Stunde, auf diesem Wege Herzklopfen zu verspüren, unsinniges, wahn-sinniges Herzklopfen.

Hilde rennt. Oh, Mutter wird sich ängstigen. Sie hat ja immer Angst, wenn Hilde mal später nach Hause kommt.

Das Theaterwäldchen. Hier, diesen schmalen Weg lang, das schneidet ab; Herrgott, dort? — Nein, es war wohl nur ein

Tier. Diese Geräusche der Dunkelheit. Diese unzähligen Geräusche der Dunkelheit — die Schatten, der Wind!

Aber dort leuchtet endlich ein kleines Licht von der Bahn her, und Lärmen von Wagen nähert sich. Menschen, dort sind Menschen!

Aber gerade in diesem Augenblick des Aufatmens ein Zusammenstoß. Ein entsetzlicher — denn die Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt. Zwei Menschen schreien gell auf, wollen sich einander erwehren — und erkennen sich.

Marie ist es, das Mädchen von Frau Geheimrat Pesten. Hildegard lehnt sich gegen den dicken Kasanienstamm. Sie will nicht zeigen, daß sie zittert.

„Ach“, sagt sie, „ach, Sie sind es. Ich bin fast erschrocken — — Ich lief so . . .“

Dann sieht sie auch, wie verstört die Marie dreinschaut. Wie sie ganz wirr und verzweifelt um sich blickt, zum Sprechen ansetzt und nur unartikulierte Laute herausbringt.

„Was ist Ihnen denn? Ist Ihnen etwas geschehen? — Und wie sehen Sie aus? —“

Das Auge, an die Dunkelheit gewöhnt, entsetzt sich. Denn Marie ist ohne Mantel, ihre Bluse ist aufgerissen, ihre Lippen bluten, ihr Haar hängt wüst — — Ist sie irre? Wie sie spricht! Ein tonloses Schreien ist es.

„Kommen Sie von dort? — Da vom Theaterwäldchen her . . .? Ja?! Sind Sie durchgekommen? — — Mich haben sie ausgezogen, unter einen Baum geschleppt — —“

„Was??“ schreit Hildegard, „was? — Um Gottes willen — —“

„Ich sollte bei den Verwandten von Frau Geheimrat was bestellen. Die hatten nun so viel zu fragen, da ist es dunkel geworden. Und hier auf dem Wege — — mit einemmal — — zwei Kerle! — —“ Sie weint, sie schreit laut. „Mein Mantel, mein neuer Mantel! Was soll ich nun anziehen — Der Winter kommt doch erst — — . . .“

Der Pfiff einer Lokomotive gelst durch ihr Schluchzen. Zwei Lichter tauchen auf, kommen näher, ganz nahe — und verschwinden.

„Meinen alten habe ich doch abgeben müssen, um einen Bezugschein zu bekommen.“

Wie sie aussieht, wie sie spricht! Und immer nur von ihrem Mantel. Hildegard möchte fragen — aber sie kann nicht, ihre Kehle dünkt ihr zugeschnürt. Sie zittert selbst, aber neben Marie, die sie jetzt unter den Arm faßt, wird sie stark.

„Kommen Sie, ich werde Sie nach Hause begleiten.“ Sie führt die Willenlose. Ein kleiner Schrei —: „Nicht dort anfassen, nicht dort! Da tut es so weh von den Griffen der Kerle.“ —

Natürlich sind Hildegards Eltern in Aufregung. Drei Stunden ist das Mädchen schon fort. Alles ist dunkel.

„Endlich, aber endlich bist du hier! Wie konntest du nur einfach weggehen, ohne zu sagen, wohin! In dieser Zeit, da so viele Überfälle geschehen!“

Hildegard setzt sich schweigend an den Ofen. Sie friert — und nicht nur von der kalten Abendluft. Es ist ja alles so zum Frieren. Sie will das von Marie nach dem Abendbrot erzählen. Jetzt kann sie nicht. Sie sagt bloß, daß sie bei Geheimrat Pestens gewesen sei und grüßen solle.

„So, also dort bist du gewesen. Hast du denn gar nicht an uns gedacht, an unsere Sorge über deine Abwesenheit, Mädel? —“

Zum Abendbrot gibt es dickgekochte Nudeln. Natürlich ist mehr Wasser als Milch bei der Zubereitung verwendet worden. Aber sie schmecken doch fein. So recht schön heiß kommen sie auf den Tisch, sind tüchtig mit Zucker und sogar noch mit richtigem Zimt bestreut. Es ist ein Gericht, dem Hildegard sonst sehr zuspricht. Heute muß sie an ein paar Töffeln voll wirgen. Ihre Augen sind starr auf das verblaßte Muster der Wachtstuchdecke gerichtet.

„Was hast du denn?“ wundert sich die Mutter und blättert in der Zeitung.

„Es ist doch entsetzlich, was jetzt alles passiert. Da ist gestern ein Kind Margarete W. aus der Kösliner Straße verbrannt. Die Mutter stundenlang beim Butterhändler, — die Kleine ganz allein in der Küche, wahrscheinlich ist sie dem Herdfeuer zu nahe gekommen. Ganz verkohlt hat man das Kind gefunden. Ach, es ist entsetzlich! Die arme Frau! Ihr Lebenlang wird sie sich Vorwürfe machen, und kann vielleicht gar nichts dafür. — Du hast doch gestern auch so lange nach der Butter anstehen müssen, nicht, Hildegard?“

Warum sagt das Mädel kein Wort?

Elisa Weg läßt das Blatt sinken, hebt die Augen — — Sieht gerade, wie ihr Kind lautlos vom Stuhl auf den Fußboden gleitet . . . — —

„Was ist denn? Was ist denn mit dir? — — Hildegard, Hildegard! — Vater, Vater, komme doch schnell! Hildegard, mein Hildegard!“ Sie kniet, sie streichelt, sie schreit in ihrer Herzensangst.

* * *

Hildegard Weg ist keine schwache Natur. Aber jetzt ist sie umgekippt. Liegt an der Erde, hat die Augen zu, schläft nicht, wacht nicht — — ist ohnmächtig.

„Oh, was habt ihr von eurer Jugend! Keine Freude, keine Schokolade, keine Kleider! Kaum das Sattessen am schlechten Brot — . . .“

Elisa Weg, die Mutter, weint durch die Nacht. Sie fängt an alt zu werden. Kleine Falten kommen und bleiben. Die Träume von der lachenden Mädchenzeit ihrer Tochter wollen nicht in Erfüllung gehen. (Fortsetzung folgt)

Wenn Du zu alt bist...

Von Gertrud Waldschütz

„Glaubst du, daß ich einmal ein Reitpferd haben werde, ein ganz schwarzes?“ Der sehnsüchtige Traum meines Herzens suchte nach einer Bestätigung, die seine Hoffnungen näher und größer machen möchte. Meine Schwester sah von ihrem Buch auf und sagte, indem sie ein wenig überlegen lächelte: „Liegt dir noch immer so viel daran?“ Und dann fügte sie ein zaghaftes „Vielleicht“ hinzu, das wie ein kleines, mitleidvolles Streicheln war.

Ich fragte meinen Bruder. Der sah mir lachend ins Gesicht, schlug mir aufmunternd auf die Schulter und meinte: „Ich halte es nicht für unmöglich — bei deiner ewigen Jugend“, und es klang ein leiser Reiz aus dem Wort „ewig“.

Dann fragte ich allen Ernstes meinen Mann, und der überhörte die Bitte um Gläubigkeit in meinen Worten und gab mir ein deutliches „Unsinn!“ zur Antwort.

Aber noch blieb mir ein Ort, hinzugehn mit meiner Frage, noch blieb mir die Antwort des Menschen, der mich „Kind“ nennt. — Es ist gut und bitter nötig, irgendwo sich noch Kind zu fühlen und als solches behandelt zu werden. — Ich kam zu meiner Großmutter. Die sah mich aus ihren klaren, guten Augen an und fragte, wie alt ich wäre. Und ich behauptete, schon über zwanzig Jahre alt zu sein, und sie wußte das sicher auch genau, denn wir mußten beide ein wenig lachen. Dann erhielt ich ihre Antwort: „Du wirst vielleicht einmal ein Reitpferd haben oder haben können. Aber vielleicht erst dann, wenn du zu alt dazu bist.“

Sie sah mich nicht an bei den letzten Worten, die sie leise hinterhergesagt hatte, als täte es ihr leid, mir damit wehzutun. Sie blickte auf ihre Hände, die gefaltet in ihrem Schoß lagen.

Dies war, glaube ich, das einzigmal, wo ich mich weinend aus ihrem Zimmer schlich. Denn wo in aller Welt gäbe es einen wirklich jungen Menschen, der für wahr hielte, was allein das Leben ihn lehren kann, daß Verzicht nicht nur größte menschliche Reife fern aller Schwäche, sondern auch innigeren Besitz als den äußeren bedeuten kann?

Sehr bald danach habe ich dann die Geschichte der Sehnsucht dieser alten Frau, die Geschichte ihrer Erfüllung und der Worte „Wenn du zu alt dazu bist“ erfahren.

Meine Großmutter hat ein schweres Leben an der Seite eines ungeliebten, ihr aufgezwungenen Mannes gehabt. Ihre Freude und ihr ganzer Lebensinhalt waren die Kinder. Und in den langen, harten Jahren mühevoller Arbeit mag der seltsame Traum ihrer Jugendliebe zu einem armen Bauernburschen, der als Jüngster keinen Hof ererbte und den sie darum nicht heiraten durfte, wohl verblaßt sein. Aber eines Tages, als ihr Mann schon viele Jahre tot war und die Kinder alle längst ihr eigenes Nest hatten, kam ein Brief. An jenem Tag erschien sie nicht wie üblich zum gemeinsamen Essen bei meinen Eltern. Sie erzählte niemand Näheres und sagte nur, daß sie bald eine kleine Reise machen werde. Wir Kinder, dessen entsinne ich mich noch ganz

genau, begleiteten sie zum Bahnhof, und sie erschien uns irgendwie unruhig, neu und fast etwas fremd. Wir wußten nicht, ob das an dem großen, altmodischen Hut lag, in dem wir nicht gewohnt waren, sie zu sehen, oder an dem lauten Knarren der neuen, harten Stiefel oder an den roten Flecken der Erregung auf ihren welken Wangen. Sie weinte ein wenig nach Art alter Leute, als sie abfuhr, obwohl sie nur ein paar Stationen zu fahren hatte und schon am Abend heimkehren wollte.

Was nun folgte, hat sie selbst erst nach jenem Tage meines bangen Antwortsuchens bei ihr mir erzählt. Sie hatte von dem Geliebten ihrer Jugend einen Brief erhalten, in dem er von dem schon vor zwei Jahren erfolgten Tode seiner braven Frau ihr erzählte von seinen Kindern, die alle gut versorgt seien, daß er selbst ein schönes Besitztum habe, daß ihm eigentlich kaum etwas zu wünschen übrig bleibe als — nun, als eben jene Frage an sie zu richten, ob sie nicht beide gemeinsam noch ihren Lebensabend verbringen wollten, nachdem man ihnen ein früheres Zusammenkommen unmöglich gemacht habe.

Sie hatte kurz geantwortet, daß sie selbst kommen werde. Alles Gewesene durchlebte sie in den Tagen und Nächten bis zu ihrer Reise noch einmal, vom ersten heimlichen Ruß bis zum bitteren Abschied. Alle Träume wachten wieder auf und sahen sie aus hellen Augen an.

Es war nicht schwer, in dem kleinen Dorf seinen Hof zu erfragen, und die alte Frau mag mit feuchten Augen und zitternden Händen vor seiner Tür gestanden haben. Er sei erschreckt gewesen, als er sie so urplötzlich vor sich stehen sah, und sie hätte auch immer noch einmal hinsehen müssen, ob er's denn auch wirklich sei. Nur die Augen waren die bekannten, sonst, ja sonst hätte er keine rechte Ähnlichkeit mehr mit dem Bild gehabt,

das ihr vor den Augen gestanden habe in den vielen, langen Jahren und den letzten, kurzen Tagen. Dann habe er sie in Haus und Hof und Garten umhergeführt, ihr voll Stolz sein Hab und Gut und Vieh gezeigt und von seinen Kindern und seinem Leben erzählt. Und im Hause seien zwei muntere Mädels umhergesprungen, das seien zwei Enkelchen von ihm gewesen. Dann habe er sie gefragt nach ihrem Leben, aber das meiste habe er ja gewußt, wie sich solche Sachen halt so herumsprechen. Besonders, wenn's nicht gerade ein Glück ist. Na ja. Und das große Bild seiner Frau habe über dem Sofa gehangen, und am Fenster hätten ihre verblühten Geranien gestanden. Und sie beide hätten zum Schluß nichts Rechtes mehr zu sagen gewußt, fast, als sei nun alles schon zu dem rechten Abschluß gekommen. Und es sei ihnen immer bekommener ums Herz geworden. Bis endlich sie den Mut gefunden habe zu sagen, daß es lieb von ihm gewesen sei, nach solch langer Zeit noch so an sie zu denken. Und dann hätte sie auch nicht mehr weiter gewußt. —

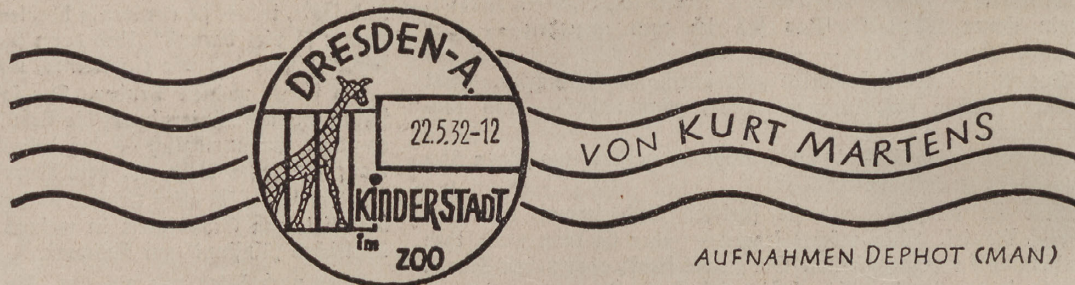
Hier machte mein liebes, altes Großmütterchen eine lange Pause und sah an mir vorbei ins Leere. —

Großmutter ist dann bald wieder mit ihrem schwarzen Reisetaschen zum Bahnhof gegangen, und ihr Jugendfreund hat sie mit kurzen, mühsamen Schritten begleitet. Und sie hat ihm beim Abschied gesagt, daß sie sich gefreut habe, o ja, sehr sogar, daß sie nun aber halt doch schon zu alt geworden seien.

Sie mögen einander noch zugewinkt haben, und dann ist jeder heimgekehrt in sein kleines, einsames Stübchen, in seine stillen, nachdenklichen Tage, zu seinen Erinnerungen, seinen Erfahrungen und Träumen und — zu seinen Enkelkindern, die sie brauchen, und sei es auch nur, um so törichte Fragen zu stellen wie ich und sich „Kind“ nennen zu lassen.



Einer, der auch mitspielen möchte

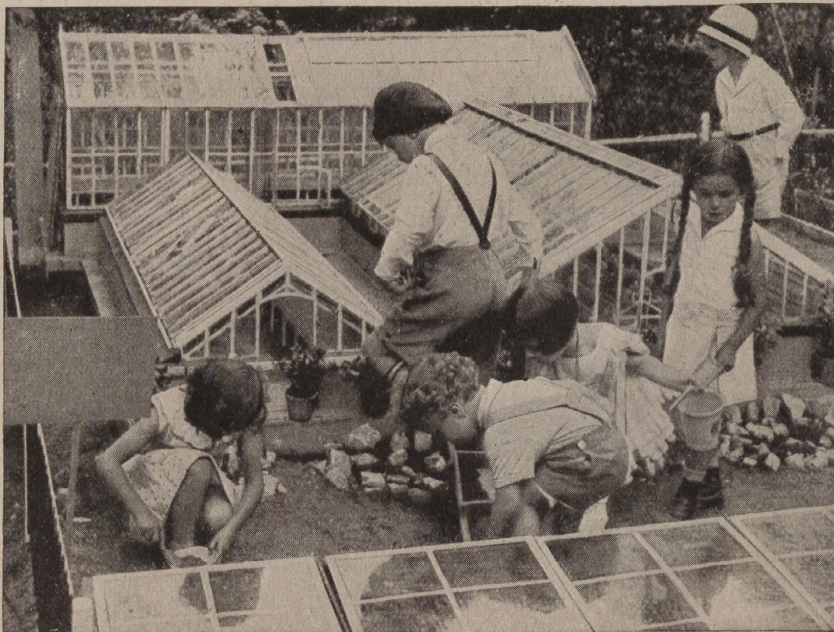


Inmitten von Zwingern, wo die brüllenden Bestien lagern, von Felsen, wo Steinadler und Geier horsten, Prärien, auf denen sich Büffel und Zebras tummeln, Weibern, an deren Ufern Flamingos und Marabus stolzieren, ist eine betriebsame Stadt entstanden mit allem Komfort der Neuzeit, ein wohlgeordnetes, weise regiertes Gemeinwesen — eine Stadt der Kinder, getreues, nur verkleinertes Abbild einer bürgerlichen Niederlassung, die ernstest Arbeit und froher Zerstreuung lebt. Vor ihren Toren hausen vierzehnjährige Indianertypen und reiten zuweilen auf winzigen Mustangs durch die Scharen der Bleichgesichter.

An der Spitze der Behörden macht sich ein Dreikaiserhahn als Bürgermeister wichtig, er residiert im „Stadtthaus“ und hat jüngst erst den Paten und Gönner der Stadt, Dr. Hugo Eckener, in freier Rede gefeiert. Seine Kollegen minderen Ranges, der Branddirektor, der Verkehrslehmann, der Lokomotivführer, nehmen es mit ihren Pflichten gleichfalls sehr genau und verstehen sich täglich besser auf die Obliegenheiten ihres Amtes. Handel und Wandel blühen, die Künste kommen nicht zu kurz, es ist eine Lust zu leben in der Kinderstadt.

Da zieht sich eine Basarstraße zwischen den

Amtsgebäuden hin, mit Kaufläden, Bäckereien, die verführerisch nach Kuchen duften, Schneiderinnen-Ateliers, wo Nähmaschinen surren, Gastwirtschaften, die Milch und Limonade auschenken, Gärtnereien, deren Treibhäuser und Frühbeete im Blumenflor prangen, betreut von emsigen kleinen Mädchen. Erwachsene, anscheinend nur geduldet, sieht man in der Minderzahl; sie sind bloß zur Anleitung, zur Beratung, zu zurückhaltender Aufsicht da, nämlich im Postamt ein Schalterbeamter, von dem die heranwachsenden Bürger erfahren, wie Briefe



In der Gärtnerei sind die Treibhäuser den Proportionen der kleinen Gärtner angepasst



Vor dem Post- und Stadthaus herrscht reges Leben. Die Wagen versprechen allerdings mehr als sie halten, sie befördern nämlich Sand!



Puppenwäsche. Alle Materialien sind kostenlos



richtig frankiert und befördert werden, ein gemütlicher Polizeiwachtmeister, ein Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr, einige Kindergärtnerinnen. Für Erholung und Unterhaltung ist reichlich gesorgt. Die Babys buddeln im Sandhaufen, den bereitstehenden „Butterwagen“ Material zu liefern, oder balgen sich im Tiergehege mit Lämmern und jungen Bergziegen; zwei Kasperle-Theater dienen Thalass heiterer Muse, ein Kino erfreut sich besonderer Beliebtheit, ein Kunstsalon, der Bilder, Skulpturen und kunstgewerbliche Arbeiten talentvoller Anfänger ausstellt, hat den Vorzug,





Gleich hinter der zivilisierten Stadt beginnt Wildwest, wo die kleinen Trapper und Indianer in Wigwams hausen und sogar auf echte Bären Jagd machen können



Die ständige Feuerwehr rückt aus — Nach der Übung hebt der brave Feuerwehrmann einen Schoppen



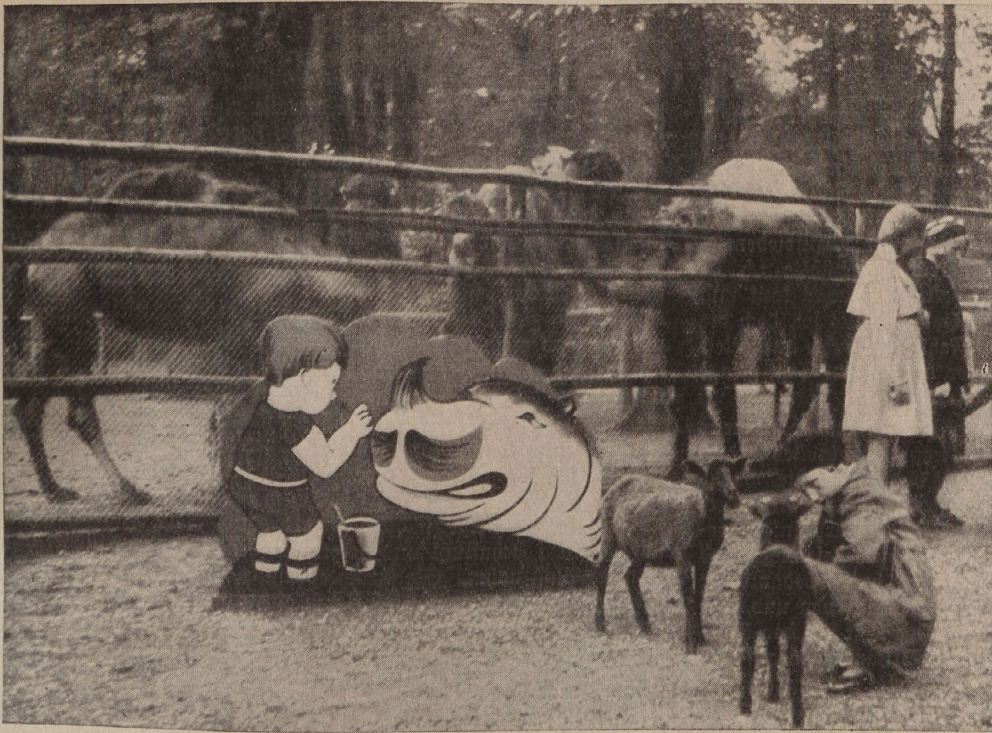
nach gering. Vereinzelte Missetäter, die sich etwa eines Hausfriedensbruches oder einer Beamtenbeleidigung schuldig machen, werden für eine Viertelstunde ins „Kärzer“ gesperrt, dann von der Schulaufsicht mit Verwarnung bestraft und auf Bewährungsfrist entlassen. Zu einer unliebsamen Auseinandersetzung kam es neulich zwischen der Mannschaft der Feuerwehr und der Polizeiwache, sie wurde durch ein sportliches Tauziehen geschlichtet, wie denn Sport aller Art selbstverständlich voll Begeisterung getrieben wird. Als Organ der Presse wirkt der „Dresdener Anzeiger für die Kinderstadt im Zoo“, ein unparteiisches Nachrichtenblatt, das über die städtischen Tagesereignisse, über das lokale „Kur“-Leben, Theater, Mode, Sport berichtet und die amtlichen Rundmachungen enthält. Zu den letzteren gehören auch die Termine des Wochenprogramms, der Gymnastikstunden, der Radrennen, der Vorführung zahmer Tauben, bei ungünstiger Witterung der Märchenvorlesung und des Lotteriespiels im Kasino, der Lieder zur Laute im Wartesaal des Bahnhofes.

Dies alles ein einziges großes Kinderspiel, auf Wochen und Monate, den Sommer hindurch, hoffentlich auf Jahre hinaus. Zugleich aber ein klug durchdachter, wohl erwogener und lange vorbereiteter Plan, pädagogischen

juryfrei zu sein. Über die Sicherheit der Bauten wacht die Feuerwehr. Sie besitzt regelrechte Kraftwagen (nicht mit Zündung, sondern treteud anzukurbeln) und ein halsbrecherisches Gerüst, auf dessen Höhe stämmige Jungens wie in einer Wachtstube dem Kartenspiel fröhnen („Schwarzer Peter“ gilt hier für anregender als „Skat“) und von dem sie in vorbildlicher Gewandtheit eiligst herabklettern, sobald die Alarmglocke zum Dienst ruft; dann sausen die Wagen unter Klingeln und Pfeifen durch die respektvoll ausweichende Menge. Andere Übungen dienen der Sicherheit des Verkehrs, vom Onkel Schußmann werden sie geleitet. Die Kriminalität der Stadt ist dem Vernehmen



Den selbstgebackenen Kuchen darf der Konditor samt seiner Mütze mit nach Hause nehmen



Grundsätzen entsprungen. Sein Ziel ist die Einführung des Nachwuchses in die Welt der öffentlichen Tatsachen, in den komplizierten Betrieb einer Stadtgemeinde mit all seinen ideellen und praktischen Forderungen, Erziehung der Kindesseele zum Gemeinschaftsgefühl. Spielend, in scheinbarer Selbstständigkeit lernen schon die Kleinsten, sich zu vertragen, sich anzupassen, in Kameradschaft, wechselseitiger Rücksicht und Herzenshöflichkeit miteinander auszukommen, in Mensch und Tier die Persönlichkeit zu achten.

Die geschäftliche Leitung des Unternehmens übt die Direktion der Zoologischen Garten-V.G. aus; über mangelnden Zulauf hat sie sich, wenigstens solange die Sonne scheint, nicht zu beklagen.

von einem Baumeister ausführen lassen. Täglich weilt sie in ihrer Stadt und überwacht deren weitere Entwicklung. Sie faßt dies Kinderparadies als eine Art Studio für die Erforschung der Kinderpsychie auf, als eine Zentralstation auf ihrer Forschungsreise in das Wunderland der kindlichen Phantasie. Schon melden sich bei ihr in Scharen begeisterte Mitarbeiter, das Ausland horcht auf und schickt Sendboten in die Kinderstadt. Leipzig will schon eine gleiche Kinderstadt von ihr haben.

Tröstlich, daß sich ab und zu doch immer wieder jemand findet, in dessen Gemüt ein guter, segensreicher Gedanke keimt und der es mit praktischem Sinn versteht, im Kampfe gegen Herzens-trägheit und Zweifelsucht sich schöpferisch durchzusetzen!

Zarskoje Selo

Nach Aufzeichnungen von Olga Lichinger

Dr. Ewgeny Sergejewitsch Botkin, mein Mann, wurde im Frühjahr 1908, nachdem er die Zarin Alexandra Fjodorowna den ganzen Winter als Privatpatientin behandelt hatte, zum Kaiserlichen Leibarzt ernannt und ist in diesem Amt bis zu seinem Tode geblieben. In der Nacht vom 17. zum 18. Juli 1918 wurde er in Jekaterinburg mit der Kaiserfamilie zusammen erschossen. Ich selbst habe nur zweieinhalb Jahre in Zarskoje Selo verbracht.

Jeden Morgen kurz vor neun Uhr begab sich Dr. Botkin in der Hofequipe nach dem Alexanderpalast, um die Kaiserin zu besuchen. Wenn er nach Hause kam, pflegte ich in sein Arbeitszimmer zu gehen, um mich zu erkundigen, wie es seiner hohen Patientin ging. Ich wußte, daß er mir nicht viel erzählen würde, weil er bei seiner Ernennung der Zarin versprochen hatte, nicht nur Bekannten, sondern auch der eigenen Frau gegenüber verschwiegen zu sein. Mit dem Gesundheitszustand Alexandra Fjodorownas war er nie vollständig zufrieden. Sie litt von Zeit zu Zeit an Herzneurose, die mit Atemnot und Schmerzen verbunden war, ferner an neuralgischen Gesichtsschmerzen. Immerhin hatte sich ihr Zustand seit Dr. Botkins erstem Besuch vor einem Jahr bedeutend gebessert. Als er damals in ihr großes Schlafzimmer trat, konnte er sie zuerst gar nicht finden, da sie am andern Ende des Zimmers ganz zusammengekauert auf einer Chaiselongue lag. Sie schien ganz interesselos, was eine richtige Ernährung betraf, und war so mager, daß sie meinem Manne große Sorgen machte. „In einem solchen Zustand konnte ich nur

die allmächtige Kaiserin von Rußland finden“, entschlich es ihm bitter und ironisch, als er nach Hause kam. Mit Energie bestand er darauf, daß die Zarin alle zwei Stunden etwas zu sich nahm. Jeden Tag während seines Besuchs wurde der Küchenschef gerufen, um mit Einwilligung der Patientin ein passendes Menü zusammenzustellen. Durch diese und andere Maßnahmen gelang es Dr. Botkin, sie so weit herzustellen, daß sie zu Ostern wieder die Gratulanten empfangen konnte.

Nach diesem Empfang erzählte mir mein Mann mit Bedauern, wie verschieden die Zarin sein konnte. Am Tage vorher hatte er sie im kleinen Familienkreise angetroffen. Da war sie freundlich, geistvoll, scherzte mit den Kindern und sah reizend aus.

Beim Osterempfang erschienen im großen Saal des Alexanderpalastes alle, die zum Hof gehörten, angefangen vom Minister Fredericks bis zum kleinsten Angestellten. Mit jedem tauschte der Zar drei Osterküsse auf die Wangen, die Zarin gab jedem ein hübsches Osterei aus Porzellan, das mit Bändern geschmückt war, und reichte ihre Hand zum Kuß. „Ich konnte sie nicht wiedererkennen“, sagte Dr. Botkin, „sie stand steif wie eine Statue, mit einem Gesicht von unbeweglichem, unfreundlichem Ausdruck; die Hand, welche die Eier verteilte, machte schrofpe, abwehrende Bewegungen. Als ich sie so sah, habe ich begriffen, warum man ihr Hochmut und Mangel an Liebenswürdigkeit vorwirft. Es tat mir so leid, daß alle diese Gratulanten die anmutige Frau von gestern nicht sehen konnten.“

Große Sorgen hatte Dr. Bottin um den Zessarewitsch Alexej Nikolajewitsch, der an Hämophilie (Bluterkrankheit) litt, sprach aber kein Wort darüber.

Den kleinen Alexej, der damals viereinhalb Jahre alt war, traf ich einmal im Park. Ich besuchte eine im Alexanderpalaß wohnende Hofdame, und auf dem Wege zu meinem Schlitten sah ich den Thronfolger mit seiner „männlichen Wärterin“, dem Matrosen Derewenko. An dem Zessarewitsch vorbeigehend, verbeugte ich mich und sagte: „Guten Tag, Alexej Nikolajewitsch!“ Der Kleine antwortete nicht, streifte mich aber mit unzufriedenem, mißbilligendem Blick. Sehr erstaunt darüber, erzählte ich zu Hause meinem Manne von diesem Vorfall. Er lachte laut und erklärte mir, daß der Zessarewitsch, so klein er noch sei, doch die Etikette genau kenne. „Du hast einen Fehler gemacht, du hättest ihn schweigend grüßen sollen, worauf er dir ‚Guten Tag‘ gesagt hätte, und dann erst könntest du ihn anreden!“

Trotz seines Leidens, das ihm oft viel zu schaffen machte, war der Zessarewitsch ein sehr lebhaftes, temperamentvolles Kind. Derewenko, der Matrose, der ihn zu Bett bringen mußte, wurde oft kaum mit ihm fertig. Ein Kosakenregiment hatte einmal eine Deputation geschickt, die dem kleinen Thronfolger einige Geschenke überbringen sollte. Als er eine große Pelzmütze und einen schönen, geschmückten Säbel empfangen hatte, bedankte er sich bei den Kosaken, die begeistert waren. „Wir freuen uns, uns zu bemühen, Kaiserliche Hoheit“ (so ungefähr läßt sich das übersetzen), schrie die Deputation mit lauter Stimme, worauf der Kleine die Geschenke fallen ließ und, die Etikette ganz vergessend, so schnell wie er nur konnte, davonlief. Als man ihn später fragte, warum er sich so benommen hatte, ob ihm die Mütze und der Säbel nicht gefallen hätten, antwortete er: „Nein, sie gefallen mir sehr, ich bin nur so erschrocken, weil die Kosaken so laut gebrüllt haben — sowas gefällt mir nicht!“

Seinen Vater liebte Alexej über alles und gehorchte ihm auf einen Blick, wie übrigens auch seine vier Schwestern. Wenn sie sich bei Tisch manchmal nicht ganz manierlich betrug, brauchte der Zar sie nur anzusehen, da wurden die lebhaften Mädchen ganz still.

Der Zessarewitsch wollte seinem Vater in allem ähnlich sein. Dr. Bottin beobachtete ihn einmal während des Gottesdienstes in der Kirche. Der Zar stand wie immer angewurzelt vom Anfang bis zum Schluß der Zeremonie, und sein Söhnchen wollte seine Füße genau so stellen, wie die des Kaisers standen. Die kleinen Füßchen wollten aber nicht parieren, da bückte sich der Zessarewitsch und fing an, sie mit den Händen zu richten, bis er sein Ziel erreicht hatte. Alexej Nikolajewitsch konnte sehr anhänglich und zärtlich sein. „Ich liebe Sie von meinem ganzen, kleinen Herzen“, sagte er einmal zu meinem Mann.

Als Frau des neuernannten Leibarztes mußte ich beiden Zarinnen vorgestellt werden, und ich hatte mich bei den betreffenden Obersthofmeisterinnen zu melden. Zuerst kam die Einladung nach Gatschina zur Kaiserin Maria Fjodorowna, die in der Residenz ihres verstorbenen Gatten Alexanders III. wohnte.

Vom Bahnhof in Gatschina wurde ich mit den andern Damen, die auch zur Vorstellung gekommen waren, in Hofequipagen nach dem Palaß gebracht. Dort geleiteten uns livrierte Läufer mit phantastischem Kopfschmuck aus schwarzen, gelben und weißen Straußfedern in einen großen Saal. Es erschien der Obersthofmeister Fürst Scherwaschidse und fing an, uns zu rangieren. Er rief uns auf, wie man Schülerinnen zum Examen aufruft, und wies uns unsere Plätze an. Die vornehmsten Damen standen gleich an der Tür, aus der die Zarin-Mutter treten sollte, und je weiter es ging, desto niedriger war der Rang. Mein Platz war ungefähr in der Mitte. Nach kurzem Warten öffnete ein Neger in buntem Kostüm mit weißem Turban die Tür, und die alte Kaiserin trat ein in Begleitung ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Kutusowa. Die Zarin-Mutter war klein, ganz in Schwarz, und trug eine Perücke aus dunklem Haar. Ihr Gesicht trug einen freundlich-wohlwollenden Ausdruck. Sie sprach mit jeder einzelnen Dame einige Minuten auf französisch, und ich mußte ihre große Kunst, mit Menschen umzugehen, bewundern. Als sie sich mit den Damen, die mir zunächst standen, unterhielt, hörte ich das Gespräch. Ich wie alle anderen Damen mußten denken, daß die Zarin für jede von uns ein ganz besonderes Interesse hatte. Sie war außerordentlich genau über alles unterrichtet; sie sprach mit mir über meinen Mann, seine Geschwister, von meinen

Kindern, und zwar so, als ob sie alle gut kenne und gern hätte. Ihr Lächeln und die einst so schönen, strahlenden Augen wirkten so, daß wir alle ganz bezaubert vor ihr standen. Es kam mir ganz natürlich vor, daß ich zweimal den tiefen Hohn machen und die kleine rote, merkwürdigerweise ziemlich plebejisch aussehende Hand küssen mußte. Nach der Zeremonie, die weit über eine Stunde gedauert hatte, wobei zwei Damen vom langen Stehen fast ohnmächtig wurden, führte man uns in einen Nebenraum, wo ein vorzüglicher kalter Imbiß mit ausgefuchten Delikatessen bereit stand. Wir waren schrecklich hungrig und stürzten uns auf die Mahlzeit. Leider dauerte sie nur ganz kurz, denn gleich erschienen wieder die Läufer und mahnten zur Eile, da es Zeit sei, zur Station zu fahren. Wir konnten nichts machen, als seufzend viele gute Sachen unberührt stehen zu lassen.

Der jungen Kaiserin wurde ich unter ganz anderen Umständen vorgestellt. Sie empfing mich allein in ihrem hellila Boudoir, wo große Gliedersträucher in Töpfen blühten. Ein alter Kammerdiener in dunkelblauem Frack führte mich hinein, und ich sah eine schöne, hochgewachsene Dame in schwarzem Kleid vor mir stehen und mir die Hand reichen. Ich machte meinen tiefen Knicks und küßte ihre weiße, hübschgeformte Hand. Ihre Majestät setzte sich in einen Lehnstuhl und zeigte auf ein Sofa gegenüber, auf dem ich Platz nahm. Sie sprach ebenfalls Französisch, obwohl sie die russische Sprache, abgesehen von einem deutschen Akzent, vollkommen beherrschte, was man von ihrer Schwiegermutter nicht behaupten konnte. Die junge Zarin sprach mit verschiedenen Menschen auch verschiedene Sprachen: mit dem Zaren und Frau Wyrubowa Englisch, mit den Kindern Russisch oder Englisch, mit den Offizieren Russisch, mit den Damen Französisch, mit meinem Mann und ihren Kammerfrauen Deutsch. Die Kaiserin war liebenswürdig, dennoch war eine merkwürdige Befangenheit zwischen uns. Ich beantwortete ihre Fragen über meine Kinder und unsern Zeitvertreib, ob die Kinder sich in Zarskoje Selo wohlfühlten und ob ich zufrieden sei. Natürlich erwiderte ich, daß wir alle sehr zufrieden wären. „Oui, on est heureux, on a son petit nid“ (Ja, man ist glücklich, man hat sein kleines Nest) sagte sie. So fragte sie weiter, ich antwortete und sah dabei in ihr hübsches, angelsächsisches Gesicht, die graublauen Augen, die auch beim Lächeln traurig blieben, und dachte, daß wir beide recht oberflächlich miteinander sprachen und doch jede von unsummer und Leid trug, das vor der andern verheimlicht wurde. Anders konnte es ja auch nicht sein.

Alexandra Fjodorowna erhob sich, ich stand gleichzeitig auf. Wieder eine tiefe Verbeugung, ein Handkuß, die Audienz war beendet.

Alexandra Fjodorowna erschien gern infognito zwischen dem Volke. Frau Wyrubowa erzählte mir, fast jeden Sonnabend fahre sie mit der Kaiserin ohne jede Begleitung in die Kathedrale, wo sie unter den andern Andächtigen, am liebsten irgendwo in einem Winkel, standen und beteten. Niemand beachtete die beiden einfach gekleideten Damen, so daß es ihnen zuweilen schwerfiel, sich im Gedränge einen Weg zum Ausgang zu bahnen. Einmal wurde die Zarin von einem Konwoi-Kosaken erkannt, und sie ärgerte sich, als der gute Mann das Publikum auseinandertrieb, um Platz für Ihre Majestät zu schaffen. Ein anderes Mal, als die Zarin mit Frau Wyrubowa spazierenging, besah sie sich die Kaufmannsläden im Gostiny Dwor. Sie bekam Lust, etwas Geschirr zu kaufen. Im kaiserlichen Palaß hatte sie sicher nicht so geschmacklose Tassen mit der goldenen Aufschrift „Guten Appetit“ oder „Trink zur Gesundheit“. Die lockten die hohe Frau wahrscheinlich als etwas Besonderes. Sie suchte verschiedenes aus; als es aber zum Bezahlen kam, merkten sie und ihre Begleiterin, daß keine von beiden Geld bei sich hatte. Also befahlen sie, die Sachen nach dem Alexanderpalaß zu schicken, wodurch die Zarin erst erkannt wurde.

In der Krim, in Jalta, ging Alexandra Fjodorowna einmal mit Frau Wyrubowa und Flügeladjutant Drenteln Einkäufe machen. Unterwegs wurden sie vom Regen überrascht, und als sie in ein Geschäft traten, hielt die Zarin ihren nassen Regenschirm, von dem das Wasser lief, in der Hand. Der Verkäufer, der sie nicht erkannte, sagte befehlend: „Meine Dame, dafür gibt es einen Ständer in der Ecke!“ Die Kaiserin stellte gehorsam ihren Schirm in den Ständer, aber Frau Wyrubowa konnte es sich nicht verlagern, dem Verkäufer zuzulauern, wer die Dame sei. Da erschrak er mächtig und entschuldigte und verbeugte sich ohne Ende.

Der Hummeltrompeter

Von Cornel Schmitt * Mit Aufnahmen des Verfassers

Vor fast zweihundertfünfzig Jahren tauchte die Mär vom Hummeltrompeter auf. Danach blase im Hummelnest frühmorgens eine Hummel Reveille und mahne so die Inassen zum Aufstehen und schicke sie an die Arbeit. Aber den Naturwissenschaftlern war dieser Tobak zu stark; sie lehnten die unglaubliche Vermenslichung kurzweg ab und verwiesen sie ins Reich der Fabel.

Aber der Hummeltrompeter setzte sich allen Anfeindungen zum Trotz doch durch. Ihn wieder zu Ehren gebracht zu haben, ist das Verdienst des Forschers Professor Eduard Hoffer. Der Entdecker Göbard hatte recht gesehen, nur unrichtig gedeutet.

Hoffer also, der nicht an den Hummeltrompeter glaubte, da er an vielen zu Hause gehaltenen Nestern richtig beobachtet hatte, daß die Hummeln gerade am kühlen Morgen sich auffallend ruhig verhielten (Abbildung 1), bekam zu seinen Beobachtungsnestern noch ein sehr stark besetztes Hummelnest geschickt, das drei übereinanderstehende Waben besaß. Er brachte es in einem seiner Kästchen unter. Nach ganz kurzer Zeit begannen die Tiere ein- und auszufliegen, das Nest zu reinigen, die beschädigten Larven zu entfernen und über die Oberfläche des Nestes eine Wachsdecke zu bauen. Am Abend war dieser Deckel fertig. Er ließ größere und kleinere Löcher erkennen, die ins Innere führten.

Als Hoffer beim Morgengrauen seine zehn Hummelnester untersuchte, hörte er aus dem neuen Nest ein eigentümliches Summen, und er erwißte den sagenhaften Hummeltrompeter bei der Arbeit. Es war ein kleines Weibchen, das hochauferichtet auf dem Kopfe stand, sich mit den Füßen an der Wachsdecke festhielt und die Flügel wie eine Windmühle schwang, wodurch der gleichmäßige Summton entstand. Schon guckten die erwachten Hummeln aus den großen Löchern hervor, als wären sie im Begriff, auszufliegen. Der Trompeter musizierte so an die drei Viertelstunden und ließ sich auch nicht stören, als schon einige Arbeiter auf die Weide geflogen waren.

Man kann sich in die Aufregung des Gelehrten hineinversetzen. Der nächste Morgen fand ihn noch früher auf dem Posten. Als kurz nach drei Uhr der Hummeltrompeter wieder seine Arbeit begann, ruhte der Forscher nicht eher, bis Frau und Kinder ihm zur Seite standen und, mitbeobachtend, an seiner Freude teilnahmen. Schließlich mußten noch sämtliche Hausbewohner aus den warmen Betten, um die Zahl der Zeugen zu vermehren.

Hoffer interessierte es, ob noch

mehr solcher Trompeter im Nest vorhanden wären. Er fing den ersten weg; aber am nächsten Morgen stand der Ersahmusikant — wieder ein kleines Weibchen — fast an derselben Stelle wie sein Vorgänger und waltete in gleicher Weise seines Amtes. Das ging Tag für Tag so fort, bis der Forscher sich genötigt sah, wegen des Überhandnehmens der Wachsmotte das Nest zu säubern. Es mußte etwa die Hälfte der Waben herausgenommen werden.

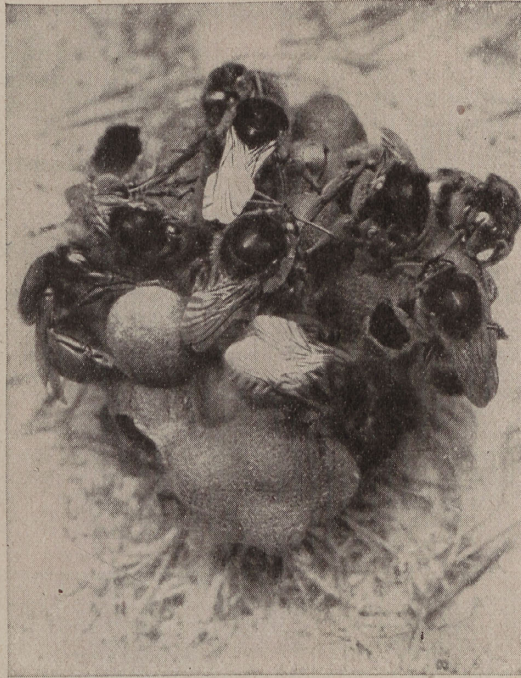
Dadurch kam Unordnung in das Staatsleben, und erst nach fünf Tagen begann der Hummeltrompeter sein Brausen, aber nicht mehr so regelmäßig wie vorher. Hoffer schließt seinen interessanten Bericht: „Ich bin der Meinung, daß nur sehr starke Nester einen solchen Trompeter besitzen. Das oben erwähnte hatte in seiner Blütezeit mehr als vierhundert Bewohner, die wie Bienen beständig ein und aus flogen.“

So wurde uns der Hummeltrompeter vor nahezu vierzig Jahren wiedergeschenkt, und er ist in der Tat seitdem bei sehr starken, unterirdisch lebenden Hummelarten öfters beobachtet worden. Die Deutung, die der Entdecker Göbard dem merkwürdigen Gebaren gab, ist natürlich inzwischen berichtigt worden: Der Trompeter ist nichts anderes als der lebende Ventilator des Hummelnestes, der durch sein Flügelwirbeln einen Luftstrom erzeugt, wodurch aus dem Nest die verbrauchte Nachtluft, die schädlichen Gase, der heiße Brodem herausgelaugt werden. So erklärt es sich auch, daß der Hummeltrompeter nur in volkreichen Nestern gefunden wurde.

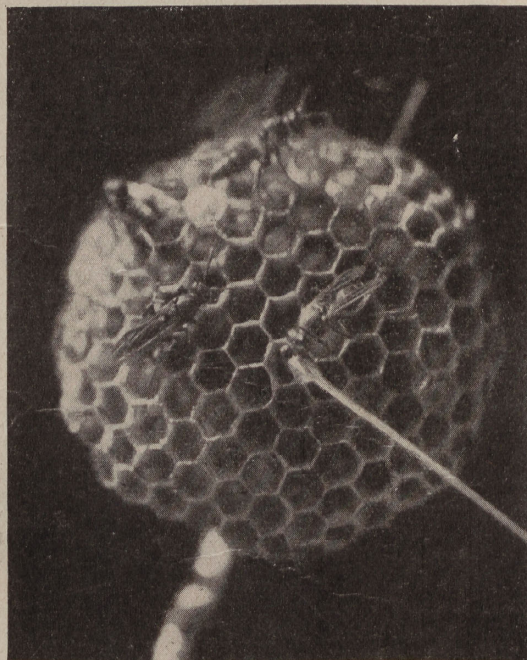
Dieser lebende Ventilator ist nicht nur bei den Hummeln, sondern auch in anderen Insektenstaaten bekannt. Mir gelang es, ihn bei den Feldwespen festzustellen und ihn bei seiner Arbeit photographisch festzuhalten.

Die Feldwespen nämlich eignen sich außerordentlich gut zur Beobachtung, weil sie ihre Nester ohne Hüllen ins Tageslicht stellen und außerdem nicht besonders angriffs-lustig sind, es sei denn, sie werden bei recht heißem Wetter gereizt.

Die in der Abbildung 2 gezeigte Feldwespenwabe stand vom Mai bis Oktober an dem stets offenen Fenster neben meinem Schreibtisch bei verschiedenen anderen. So hatte ich Gelegenheit, das Treiben der Tiere ununterbrochen zu beobachten. Dabei fiel mir auf, daß sie bei heißem Wetter sehr häufig über den Zellen standen, in denen sich Brut befand, und mit den Flügeln eifrig schlugen. Ich konnte mir das Vibrieren nicht anders denn als eine Ventilationsbewegung deuten, um die Luft in den Zellen zu erneuern.



Die Hummeln sitzen auf den Zellen und wärmen die Brut, die über die Wabe gebaute Decke ist entfernt



Feldwespen, die den gereichten Honig vom Strohalm wegnehmen oder mit den Flügeln Ventilationsbewegungen ausführen

Nun kam ich auf den Gedanken, die Atmosphäre, die die Waben umgab, absichtlich zu verschlechtern und zur Atmung ungeeignet zu machen.

Es wurden nacheinander alle möglichen Riechstoffe der Handapotheke entnommen und angewandt. Bei Hoffmannstropfen, Äther, Kreosotseifenlösung zeigten sie sich nicht besonders aufgeregt. Als ich aber mit dem Gummischlauch Leuchtgas unter die Wabe leitete, wurden die Wespen sehr unruhig und begannen eifrig mit den Flügeln zu vibrieren. Es geschah also dasselbe, was ich an Sigetagen beobachtet hatte.

Etwas geradezu Entsetzliches aber war für diese Tiere der Tabakrauch. Das geringste Rauchwölkchen ließ sie in die Höhe fahren und die Rinnbäden krampfhaft mit den Vorderbäden bearbeiten. Dieser ungewohnten Erscheinung waren sie nicht

gewachsen. Ein nicht allzu kräftiger Rauchschwaden vertrieb sogar für kurze Zeit alle Inassen aus dem Nest.

Der lebende Ventilator spielt auch beim Bienenvolk eine besondere Rolle. In dem Stock muß sich, namentlich kurz vor dem Schwärmen, bei der ungeheuren Zahl der Bewohner eine unglaubliche Bruthitze entwickeln. Diese Hitze zu mildern, ist auch hier die Aufgabe der lebenden Ventilatoren. Gleichzeitig wird aber damit ein zweiter Zweck verfolgt: Der von den Bienen eingesammelte Nektar muß vorm Zudeckeln in den Zellen eingedickt werden. Nun stehen Reihen der Windmacher von den Honigwaben bis zum Ausgang und werfen sich sozusagen die Luft wie Bälle zu.

Vielleicht darf man annehmen, daß auch die Flügelbewegungen des Hummeltrompeters den gleichen Nebenzweck haben.

Erstlings-Aussteuer

Modelle der Jldo-Werkstätten, Berlin-Steglitz

Arbeitstechnik zum tunesischen Häfelstich

Man arbeitet mit einer langen Häfelnadel (Nr. 3). Der tunesische Häfelstich wird in 2 Reihen gearbeitet. In der 1. Reihe nimmt man die Maschen auf, in der 2. Reihe nimmt man die Maschen ab. Auf einem entsprechenden Luftmaschenanschlag (L.M.-Anschlag) übergeßt man die letzte Masche und zieht durch jede folgende L. eine M. Man sticht dabei mit der Nadel von vorn nach hinten durch die L., schlägt um und zieht eine M. hervor. Hat man die M. durch alle L. gezogen, arbeitet man die 2. Reihe. Man schlägt um, zieht den Faden durch 2 M., schlägt wieder um und zieht den Faden wieder durch 2 M. Also immer 2 M. abschürzen. Vor Beginn der nächsten Reihe wird zuerst die letzte M. der vorigen Reihe, die man auf der Nadel behält, hochgezogen. Hierauf zieht man aus jeder M. der vorigen Reihe wieder je 1 M. Man führt dabei die Nadel von rechts nach links durch den senkrecht liegenden Faden, schlägt um und zieht 1 M. durch. Dann wieder abmaschen.

Vorderteils auf die Nadel, dann die 70 M. des Rückenteils und die 35 M. des 2. Vorderteils, mascht zusammen ab und arbeitet so weiter tunesisch 22 Reihen. (D.M.) Man häfelt nun den Kragen von links an. Die M. des Halsauschnittes nimmt man auf die Nadel (60 M.) und arbeitet 9 Reihen tunesisch. Das Fäckchen wird nun rings herum mit 2 Reihen f. M. (Seide) behäfelt und mit einer Muschen-Tour in weißer Wolle (1 f. M., 1 Musche [5 St.]). 5 cm vom Außenrand häfelt man am unteren Rand und Vorderseiten in die tunesischen M. eine Reihe f. M. (Seide). In die Ecken des Vorderteils noch einmal im Abstand von 5 cm 1 Reihe f. M. (Seide). In die dadurch entstandenen 4 Karos näht man auf je 4 grüne Spannstriche je 1 rosa Blüte. Der Kragen erhält in gleicher Weise an jeder Ede ein aufgeschältes Karo (Seide), ebenso mit einer Blüte benäht. An den Kragenschluß häfelt man an jede Seite 1 Schnürchen, an dessen Enden man kleine Quasten befestigt. Der Ärmel wird mit 2 Reihen f. M. (Seide) und einer Muschentour (Wolle) behäfelt. 5 cm vom Außenrand entfernt häfelt man in die tunesischen M. 1 Reihe f. M. (Seide).

Arbeitstechnik zu den gehäfelten Blüten

Man schließt 5 L. zum Ring. Hierin arbeitet man 4 resp. 5 Blättchen. 4 L. hochhäfeln, 2 St., 4 L., mit einer f. M. in den Ring schließen. Zum 2. Blättchen wieder 4 L., 2 St., 4 L., 1 f. M. usw. 4mal dasselbe, zu den größeren Blüten für die Wagendecke 5 Blättchen. In die Mitte der Blüte sticht man ein grünes Knötchen. Es läßt sich auch leicht an Stelle der Blütenverzierung ein anderer Zierstich verwenden, so kann man 5 Knötchen in Blütenform fest aufsticken oder einen kleinen Ball in 4 verschiedenen Farben.

Babygarnitur

Material: 50 g weiße Babywolle, etwas rosa und grüne Zephyrwolle, 10 g bunte Seide

Das Fäckchen beginnt man an der Schulternaht. Man häfelt zunächst das Rückenteil. Ueber 70 M. Anschlag arbeitet man 13 Reihen (D. M.) tunesisch. Dann aufhören und wieder an der Schulter anfangen zu den Vorderteilen. Über je 35 M. arbeitet man für die beiden Vorderteile 13 Reihen tunesisch. Man schließt die beiden Schulternahte über die Breite von 20 M. (9 cm). An die Seitenränder arbeitet man nun die Ärmel an. Man nimmt die M. der Seitenränder auf die Nadel (46 M.) und arbeitet darüber 24 Reihen tunesisch. Zweiter Ärmel ebenso. Die Ärmelnahte schließen. Nun wird das Fäckchen über Vorderseite und Rückenteil zusammenhängend gearbeitet. Man nimmt die 35 M. des einen



Mütze zur Babygarnitur

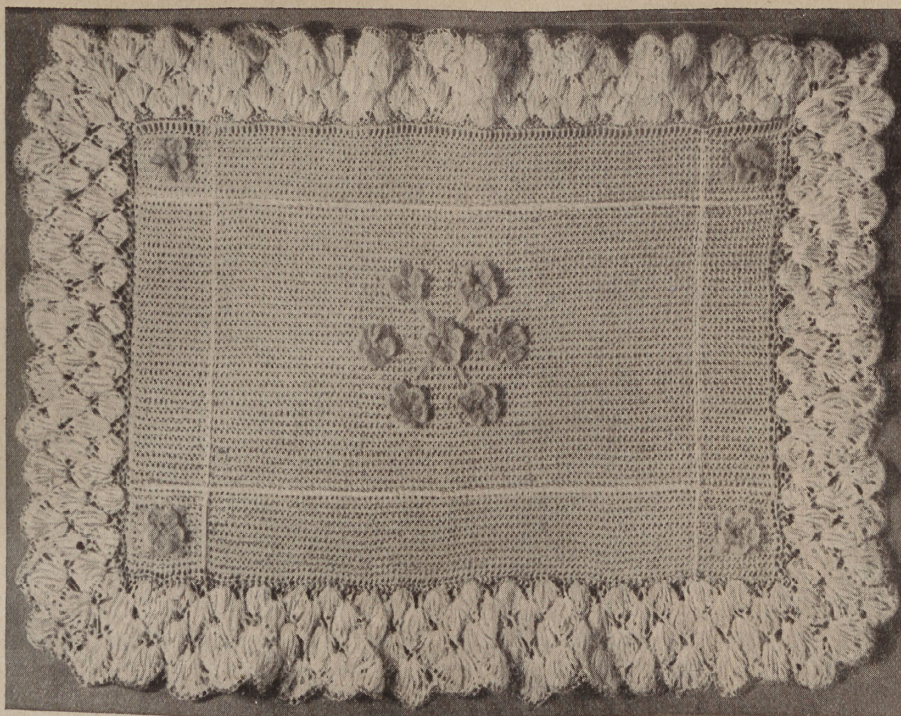
Über 90 L. M. arbeitet man 14 Reihen tunesisch. In der 15. Reihe nimmt man ab, indem man jede 8. und 9. M. zusammen abschürzt. In der 16. Reihe jede 7. und 8. M. abnehmen, dann jede 6. und 7. usw., bis zugespitzt ist. Man näht nun dieses Teil an den Schmalseiten zusammen. Die obere Spitze eng zusammenziehen. An der hinteren Mitte (Naht) läßt man nun 20 M. frei und häfelt über die 70 M. noch einen Rand mit 6 Reihen tunesisch an. Den Außenrand mit einer Reihe f. M. (Seide) behäfeln. Vom Außenrand nach der oberen Spitze werden die tunesischen M. mit je 1 Reihe f. M. (Seide) behäfelt, im ganzen 9mal. In die 8 Karos am Außenrand je 1 rosa Blüte. An die Ecken des Randes je 1 Schnürchen aus Wolle, an dessen Enden man kleine Quasten befestigt.

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff

Wagendecke

Material: 100 g weiße Babywolle, etwas rosa und grüne Zephyrwolle, 20 g bunte Seide

Über einen Anschlag von 120 M. häfelt man 55 Reihen (D.-M.) tunesisch. Dieses Stück spannt man in einer Größe von 40–60 cm aus, legt ein feuchtes Tuch darauf und läßt es trocknen. Nach dem Abnehmen behäfelt man dieses Teil rings herum mit 2 Reihen f. M. (Seide). Darauf folgen



Preis, 1 in der Mitte, und verbindet diese mit grünen Spannstichen. Nun arbeitet man das glatte Stück. Über 20 M. Anschlag kommen 2 Reihen f. M. (Seide), 3 Reihen f. M. (Wolle). 2 Reihen f. M. (Seide). Dann 33 Reihen (D. M.) tunesisch, 2 Reihen f. M. (Seide), 3 Reihen f. M. (Wolle) und 2 Reihen f. M. (Seide). Dieses glatte Stück näht man von links gegen die eine runde Platte. 12 cm dieser Platten bleiben frei. Dann in gleicher Weise gegen die 2. Platte nähen. In die Mitte des freibleibenden Stückes häfelt man je ein Schnürchen (40 L.) und befestigt an den Enden kleine Quasten.

Flaschenwärmer

Man häfelt zunächst in weißer Wolle eine kleine runde Platte (8 Zentimeter Durchmesser) in f. M. Man beginnt mit einem Ring von 3 L., häfelt hierin 6 f. M., dann in Spiralen weiter, in jeder Runde etwas zunehmen, damit das Stück glatt liegt. — Dann häfelt man in tunesischen Stichen das obere Teil quer. über 45 M. Anschlag arbeitet man 28 Reihen (D. M.). Dann 2 Reihen f. M. (Seide), 3 Reihen f. M. (weiße Wolle). 2 Reihen f. M. (Seide). Diese Seite näht man auf die Anfangsseite. In die untere Öffnung setzt man die vorher gehäfelte runde Platte. Den oberen Rand behäfelt man mit 2 Reihen f. M. (Seide) und darüber mit einer Muschentour: 1 f. M., 1 Musche aus 4 St. (weiße Wolle). Durch die Seidenreihe zieht man ein Seidenschnürchen, an dessen Enden man kleine Quasten aus Wolle und Seide befestigt. Auf den Querstreifen (3 Reihen f. M. weiß) setzt man 3 rosa Blüten, die man mit grünen Zierstichen verbindet.

4 Muschenreihen weiße Wolle. In die 1. M. der unteren Reihe 1 f. M., in die 4. M. der unteren Reihe 1 Musche (6 langgezogene St.), in die 7. M. 1 f. M., in die 10. M. 1 Musche, usw. im Wechsel 1 f. M., 1 Musche. In den folgenden Reihen trifft die f. M. in die Mitte der darunterliegenden Musche, die Musche in die f. M. der unteren Reihe. An den Ecken arbeitet man in eine Musche 8 St., damit die Rundung herauskommt. Die 4. Muschentour umhäfelt man mit 1 Reihe f. M. (Seide). Das Innenteil behäfelt man 7 cm vom Rand entfernt mit einer Tour f. M. (Seide) (in jede tunesische M. eine f. M.). In dieser Weise behäfelt man alle 4 Seiten. In die dadurch entstandenen Karos an den 4 Ecken näht man eine rosa Blüte, setzt in die Mitte einer jeden Blüte einen grünen Knoten und füllt mit Spannstichen in grüner Wolle Zierstiche. In die Mitte der Decke setzt man 7 Blüten und verbindet diese mit Zierstichen.

Kinderkleid in tunesischer Häkelarbeit

Material: 75 g weiße Babywolle. 20 g bunte Seide, etwas grüne und rosa Babywolle

Man beginnt am unteren Leibchenrand. Die Ärmel werden gleich angehäfelt. über 80 M. Anschlag kommen 13 Reihen (D. M.) tunesisch. Darüber 2 Reihen f. M. (Seide). Die mittelfsten 26 M. bleiben für den Ausschnitt frei, und man arbeitet jede Schulter für sich über 27 M. 2 Reihen f. M. (Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide), 4 Reihen f. M. (Wolle), 2. Schulter ebenso. Dann das Rückenteil genau so arbeiten. Man schließt die Schulternähte, läßt aber an der Innenseite einer jeden Schulter 5 cm zum Verschluss offen. Am unteren Rand näht man für die Ärmel vom Außenrand nach innen zu 7 cm zusammen. Die Ärmelränder einhalten mit 2 Reihen f. M. (Seide), 2 Reihen f. M. (Wolle) und 2 R. f. M. (Seide) behäfeln. Den Ausschnitt mit 1 Reihe f. M. (Seide) behäfeln. Den unteren Leibchenrand behäfelt man in der Runde mit 2 Reihen f. M. (Seide), 2 Reihen f. M. (Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide). — Das Röckchen wird quer gehäfelt. über 50 M. Anschlag häfelt man 106 Reihen (D. M.) tunesisch. Dieses Stück spannt man gut aus. Dann häfelt man die eine Schmalseite und den unteren Rand mit 2 Reihen f. M. (Seide), 5 Reihen f. M. (Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide). Die behäfelte Schmalseite näht man der anderen Schmalseite auf und schließt damit das Röckchen zur Rundung. Den oberen Rand behäfelt man mit 2 Reihen f. M. (Wolle). Man hält damit das Röckchen soweit ein, das es dieselbe Weite wie das Leibchen hat. Von links näht man nun das Röckchen an das Leibchen, so daß der Querstreifen des Röckchens, etwas links von der Mitte des Vorderteils kommt. Den Querstreifen und den unteren Rockrand befestigt man im Abstand von 8 cm mit rosa Blumen, die man mit grünen Zierstichen verbindet. An das Vorderstück der Abbildung nach 7 Blüten. An die Schulteröffnung hinten 2 Knöpfe und vorne 2 Sten setzen.

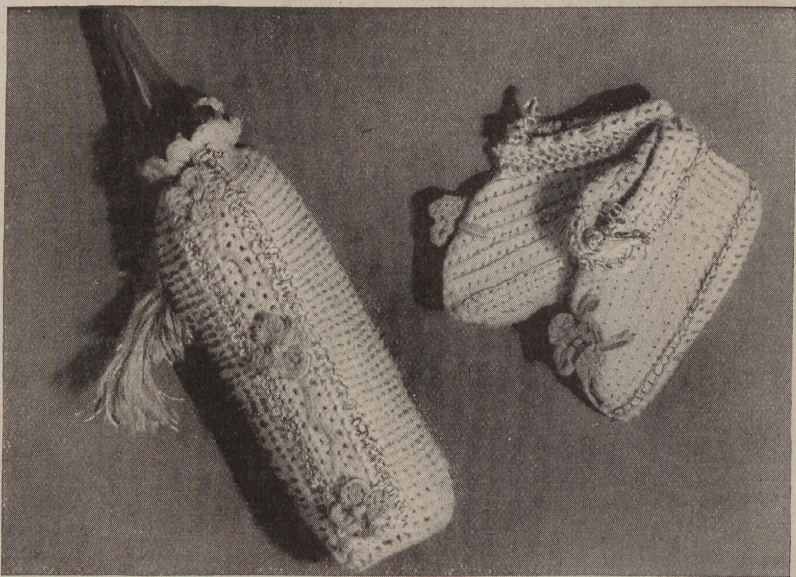
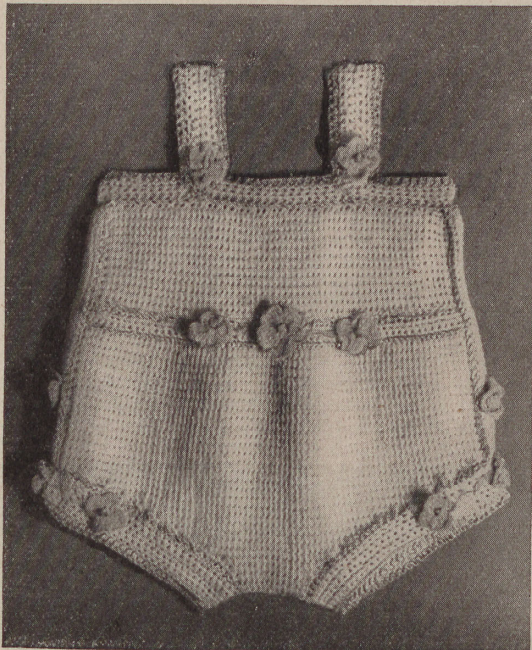
Mütze

Man häfelt zunächst 2 runde Platten (weiße Wolle) im Durchmesser von 14 cm. Man schließt 3 L. zum Ring, hierüber 6 f. M., und nun in Spiralfarm weiter, soviel M. zunehmen, daß das Stück glatt liegt. Diese beiden Platten umhäfelt man mit 2 Touren f. M. (Seide). Dann verteilt man auf jede Platte 8 Blüten im



Schuhe

über 30 M. Anschlag arbeitet man 20 Reihen (D. R.) tunesisch. Dieses Stück legt man in der Hälfte zusammen, näht die eine Seite (rückwärtige Schuhnaht) glatt zusammen, die andere Seite (vordere Naht) zieht man beim Zusammennähen zusammen. An dieser Seite näht man den oberen Rand (12 M. weit) zusammen. Man formt nun die Sohle heraus, indem man die untersten 6 Reihen ringsherum mit einer Reihe f. M. (Seide) häkelt. An den oberen offenen Rand häkelt man in der Runde 2 Reihen f. M. (Seide), 3 Reihen f. M. (weiße Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide). Durch diesen Aufschlag zieht man 1 Schnürchen und klappt ihn zur Hälfte nach außen. Auf die Schuhspitze setzt man auf 4 grüne Spannstiche 1 rosa Blüte.



Spielhose

Material: 75 g 4fädige weiße Babywolle, 20 g bunte Seide, etwas rosa und grüne Babywolle

Die Spielhose arbeitet man in 2 Teilen. Man beginnt am oberen Rand. über 60 M. Anschlag 12 Reihen (D. R.) tunesisch. Dann 2 Reihen f. M. (Seide), 2 Reihen f. M. (Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide). Nun wieder tunesisch. Man holt die M. gleich durch die letzte Seidenreihe, dabei durch jede 3. M. 2 M. holen, damit man 80 M. in der Reihe erhält. Hierüber 16 Reihen tunesisch. Dann beginnt die Abnahme zur Beinschrägung. In der 1. Reihe an jeder Seite 5 M., in der 2. Reihe an jeder Seite 4 M. abnehmen. In den nächsten 8 Reihen an jeder Seite je 3 M. abnehmen, in der 9. und 10. Reihe an jeder Seite je 1 M. abnehmen. Abfetten. 2. Teil in gleicher Weise arbeiten. Nun behäkelt man die Seitenränder und Beinschrägung beider Teile mit 2 Reihen f. M. (Seide). Dann die Seitenränder bis zur Beinschrägung mit 2 Reihen f. M. (Wolle). Nun legt man beide Teile gegeneinander und häkelt die Seitenränder zusammen. Untere Beinnäht schließen. Die Beinränder behäkeln mit 6 Reihen f. M. (Wolle) und 2 Reihen f. M. (Seide). Den oberen Leibchenrand mit 2 Touren f. M. (Seide), 2 Reihen f. M. (Wolle), 2 Reihen f. M. (Seide) behäkeln. Für die Träger häkelt man über 30 L. 4 Reihen f. M. (Wolle) und umhäkelt ringsum mit 2 Reihen f. M. Seide. Diese Träger fest man dem Leibchen an. Auf den Schluß der Träger am vorderen Teil je eine rosa Blüte. In die Mitte des Gürtelteils 3 rosa Blüten, die man mit grünen Zierfischen verbindet. Auf den äußeren Beinrand je 3 Blüten, nach oben zu auf die Seitennäht noch 1 Blüte. Mit grünen Zierfischen verbinden.

Berufsberatung für die Frau

Säuglingsturnen

Wie ist der Beruf der Lehrerin für Säuglingsturnen? Ich hörte, daß man dazu das Säuglingschwester- oder Kinderkammerfräulein braucht; stimmt das? Sind überhaupt Ausichten für diesen Beruf vorhanden, und wo wird man angestellt? Empfiehlt es sich, noch einen anderen Beruf daneben zu haben, und welchen? Ich vermute, daß mit einem sozialen Beruf die Aussicht auf Anstellung vorhanden ist. Oder kann man als orthopädische Turnlehrerin an Krankenhäusern, Sanatorien usw. angestellt werden? Wozu raten Sie mir? Ich habe Halbreifezeugnis.

A. G., Liebenstein

Säuglingsturnen allein gibt keine ausreichende Grundlage für einen Erwerbsberuf, bildet aber eine wertvolle Zusatzausbildung für die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin. In Verbindung mit Kindergymnastik jedoch könnte ein ansehnlicher und auch einträglicher Beruf zu erzielen sein, was selbstverständlich von dem individuellen Geschick abhängt, auch von dem Wohnort und den Möglichkeiten, das Publikum für Säuglings- und Kleinkindergymnastik zu interessieren und sein Vertrauen zu gewinnen. Die Berufsausübung erfolgt gewöhnlich in freier Praxis, Berufsziel ist die Errichtung einer eigenen Anstalt, in der die Übungen erfolgen. Verbindung mit Kinderheimen und -Krankenhäusern zwecks gymnastischer Übungen daselbst kann in manchen Fällen nebenbei bestehen; auf feste Anstellung in derartigen Anstalten ist jedoch nicht zu rechnen. — Daß die Ausbildung in Säuglingsturnen auch dem sozialen Beruf einer Gesundheits- oder Jugendfürsorgerin aufzukaufen kommt, versteht sich von selbst; die Anstellungsaussichten sind aber für die Sozialbeamtin unter den obwaltenden Verhältnissen keineswegs so günstig, wie Sie anzunehmen scheinen. — Orthopädisches Schulturnen ist eine Zusatzausbildung für Turnlehrerinnen. — Mit dem Zeugnis der mittleren Reife könnten Sie auch den Beruf der Krankengymnastin ergreifen. Um einen Rat zu erteilen, müßten wir Ihre persönliche Eignung für die verschiedenen von Ihnen in Aussicht genommenen Berufe beurteilen können, was natürlich nicht der Fall ist. Um hierüber Klarheit zu erhalten, sollten Sie die amtliche Berufsberatung in Anspruch nehmen. Das für Sie zuständige Landesarbeitsamt Mitteldeutschland befindet sich in Erfurt, Schillerstr. 44a. Auf Anfrage bei der Abteilung Berufsberatung (Rückporto) wird Ihnen die nächstegelegene Anstaltsstelle zwecks persönlicher Rücksprache bekanntgegeben werden.

Pflegeheim für Damen

Wo kann ich ein Pflegeheim für ältere leidende Damen eröffnen? Kleine oder mittlere Stadt, Vorort von München? Ich möchte es recht behaglich gestalten, auch leistungsfähige Kost geben, denke an einen Pensionspreis von 100—160 RM monatlich. Wer erteilt die Konzession? Muß man

lange darauf warten? Es sollen etwa 12 Damen untergebracht werden. Ist es besser, möbliert oder unmöbliert zu vermieten? Wieviel Kapital ist nötig? Ich besitze etwas Geld und einige Möbel. Kann man eine Note-Kreuz-Schwester für ein solches Heim haben, oder muß man eine freie Schwester nehmen?

E. S., München

Die Ihnen vorstehende Einrichtung einer Alterspension ist ein gewerbliches Unternehmen, das als solches anmeldspflichtig ist. Einer Konzession bedarf es hierzu nicht. Wir raten Ihnen, sich mit dem Verein für Altershilfe und mit dem Sozialen Institut in München in Verbindung zu setzen, um die Aussichten Ihres Vorhabens, insbesondere die Frage, ob ein Vorort in München dafür zu wählen ist, durchzusprechen. Der von Ihnen angelegte Pensionspreis dürfte unter den obwaltenden wirtschaftlichen Verhältnissen zu hoch sein. Nach unseren Informationen käme für Einzelzimmer der Höchstpreis von 90 RM monatlich, für ein Zweibettzimmer je 60 RM für die Person in Frage. Unmöblierte Zimmer werden vorzugsweise gesucht, da die Pensionäre sich meistens ihre Möbel mitbringen und daran hängen. Bei sechs Einzel- und zwei Doppelzimmern könnte man mit einer Rentabilität des Betriebes rechnen, die aber selbstverständlich von der individuellen wirtschaftlichen Tätigkeit abhängt. Eine Krankenschwester muß unbedingt im Hause angestellt sein; natürlich kann es ebenso gut eine Note-Kreuz-Schwester sein wie eine freie Schwester; auch eine Hauschwester mit Krankenpflegerinnenbildung käme in Frage.

Zahnärztliche Helferin

Bitte um Mitteilung über die Ausbildung als Stundenshilfe beim Zahnarzt. Gibt es Institute dafür? Wo? Wie lange dauert die Ausbildung? Wie hoch sind die Kosten? Welche Vorbildung ist erforderlich?

E. M., Dypeln

Die vom Reichsverband der Zahnärzte Deutschlands e. V. (Anschrift Berlin W 57, Wilhelmsstraße 104) veranstalteten Kurse für Helferinnen dauern 6 Monate; Bedingung vollendetes 17. Lebensjahr, Schulbildung möglichst mittlere Reife. Die Ausbildung ist kostenlos; Verpflegung wird nicht vergütet, Berufskleidung nicht gestellt; die sozialen Abgaben sind von der Lehrschwester zu tragen. Auch in Bonn, Münster und Hamburg gibt es derartige Kurse. Dauer einjährig und kostenlos. Außerdem besteht die Möglichkeit der privaten Ausbildung bei einem Zahnarzt auf Grund freier Vereinbarung. Eine solche Lehrzeit als Vorstufe für den Ausbildungsfiskus wird gleichfalls empfohlen; endlich besteht auch die Möglichkeit, die Spezialausbildung an die zweijährige der Krankenschwester anzuschließen. Wer eine Anstellung im Staatsdienst oder Kommunaldienst (Schulzahnklinik, zahnärztliche Krankenhausabteilungen) anstrebt, wird auf daran tun, diese mehrjährige Ausbildung durchzumachen. Die zahnärztlichen Schwestern und Hilfszahnwestern sind in einem Reichsverbande organisiert. Anschrift: Magdeburg, Bismarckstraße 1.

„Das Duett“ (für 2 Spieler mit je 1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Abwerfen gleicher Karten paarweise.

Ausführung: Jeder Spieler legt vom Block einen Rahmen 15 offener Karten in 3 waagerechten Reihen untereinander aus, zählt ein verdecktes Päckchen zu 4 Hilfskarten ab, dieses oberhalb bereitlegend, und teilt den Rest des Blockes in 3 verdeckte Blockpäckchen zu je 11 Karten auf, die er unterhalb hinflegt. Wenn sich in den Rahmen gleiche Karten befinden — z. B. 2 Kreuz-Bieren —, so sind sie abzuwerfen und die Freiplätze vom ersten Blockpäckchen wieder zu belegen usw. Stockt das Spiel, so wenden beide Spieler vom Hilfspäckchen solange Karten, bis mit deren Hilfe weiter abgeworfen werden kann; ergänzt werden die Hilfskarten nicht. Rahmenfreiplätze sind nur vom Blockpäckchen her zu belegen; unverwendbare Hilfskarten bleiben offen liegen, stets zur Aushilfe bereit. Verbraucht der eine Spieler sein Blockpäckchen rascher, so muß der andere seinen Rest allein wenden und im Rahmen unterbringen können, bevor beide zur nächsten Päckchenrate greifen dürfen. Nach Verbrauch der ersten Päckchen müssen beide Spieler ihre Rahmen auf 12 — 3 Reihen zu 4 —, nach Verbrauch der zweiten auf nur 9 — 3 Reihen zu 3 — Karten verringern und mit dem dritten Päckchen alle Karten abwerfen können.

27032

Kastenrätsel

L	U	D	W	I	G	U	H	L	A	N	D
O	K	A		R	U	S	I	A	O		
T	E	T		O	R	E	R		R	T	
Z	L	T		N	G	D	S		G	R	
O	E	E		I	E	O	C		A	U	
W	I	L	H	E	L	M	H	A	U	F	F

a a a a a a a c c d d d d e e e e e e f f g g g
h h h i i i i k k l l l l l l l m n n n n o o o o o
r r r r r s s s t t t t t u u u u u u v v w w z

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. Freikorpsführer 1813—15, 2. Fisch, 3. Palmenfrucht, 4. Begierde, 5. feiner Spott, 6. Teil des Halses, 7. Ostseeinsel, 8. Edelmilch, 9. Stadt an der Westküste Afrikas, 10. Schweizer Kanton, 11. Hilfsfächer, 12. Fluß in Mittelschweden.

Bei richtiger Lösung nennen die oberste und die unterste Waagerechte je einen deutschen Dichter.

27118

Kreuzworträtsel

1	2	3	4	5	6
M	E	D	A	I	L
7	E	N	S		8
				B	E
K	U		9	U	S
				A	
10					
12	13				14
K	A	L		N	
15					16
18					19
20		21	22		
23		24	A	A	S
26					27
28					

Bedeutung der einzelnen Wörter: a) von links nach rechts: 1 Schmuckstück, 7 Bad an der Lahn, 8 Bad in Thüringen, 9 Abführung für einen Staatenbund, 10 Stadt am Rhein, 12 Ufermauer, 15 Nebenfluß der Elbe, 16 Streitmacht, 19 Lebensgemeinschaft, 21 Landbaum, 24 Kadaver, 26 männlicher Vorname, 27 Besitz, 28 deutscher Philosoph; b) von oben nach unten: 1 Stadt in Nordamerika, 2 Straußvogel, 3 norwegischer Dramatiker, 4 Schauplatz der Dämensehnsucht, 5 Nebenfluß der Wolga, 6 fürchterlicher Mensch, 10 Zentrum, 11 Waffe, 13 Teil des Baumes, 14 Wild, 17 weiblicher Vorname, 18 Stadt in Schlesiens, 20 Wärme-spende, 22 Würde, 26 971

23 Schweizer Kanton, 25 Hausstier.

Geographisches Silbenrätsel

alt — bing — da — da — den — drau — eh — el — el
— en — fels — fried — ha — i — ips — ka — litz —
lü — mee — moos — mühl — ne — pa — ra — ran —
— ren — rich — ro — scheid — schle — see — sen —
— si — ster — tep — tha — todt — wich

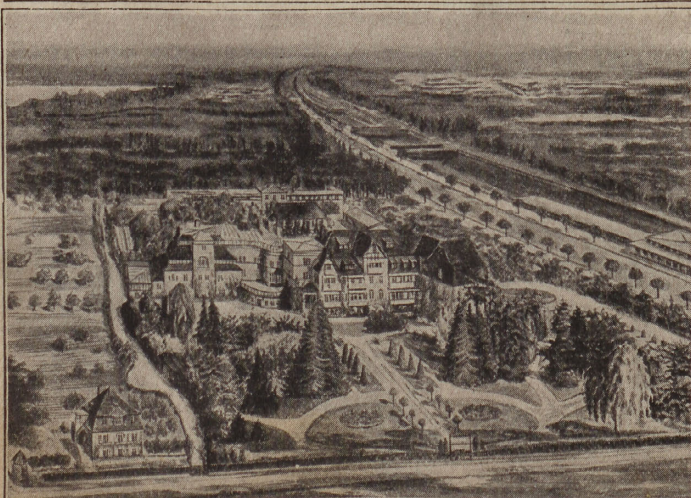
Aus vorstehenden 38 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Hesiod ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. See in Ostpreußen, 2. Stadt in England, 3. Bad im Vogtland, 4. Stadt in Schweden, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Burg am Rhein, 7. Stadt in Westfalen, 8. Bad in Thüringen, 9. Kurort im Schwarzwald, 10. Stadt in Ostpreußen, 11. griechische Insel, 12. preussische Provinz, 13. Bad in Böhmen, 14. Industriestadt im Freistaat Sachsen.

26986

Dr. med. S. Aachinger
Chirurgie
Aachinger
Seit Jahrhunderten
ärztlich empfohlen

Die Sommerfrische
Erholung ...
haben auch Sie nötig. Die Rubrik „Die Sommerfrische“ kann Ihnen gute Erholungsmöglichkeiten nennen. Hier finden Sie jederzeit preiswerte Angebote von Pensionen, Hotels und Sommerwohnungen.
Beziehen Sie sich bei Anfragen bitte stets auf die „Gartenlaube“.



Privatkrankenanstalt Sanatorium und Klinik „Waldfriede“, Berlin-Zehlendorf-West

Sanatorium und Klinik „Waldfriede“ die neuzeitlich eingerichtete Heilanstalt für den Mittelstand.

Berlin-Zehlendorf, Fernspr. G 4 Zehlendorf 3536.
Altenstraße 99—109 (Am Untergrundbahn „Krumme Lanke“).

Gemeinnützige Privatkrankeanstalt für innere, chirurgische und Frauenkrankheiten sowie Entbindungen.

Fachärztliche Leitung. Neuzeitliche Ausstattung, Heilbäder, Massagen, elektr. Behandlungen aller Art, Lichtbehandlung, Röntgeneinrichtung für Untersuchungs- und Behandlungszwecke, Diätbehandlung. Offene und gedeckte Besonnungsterrassen. Unvergleichlich schöne Lage in 35 000 qm großem Park inmitten ausgedehnter Waldungen.

Tagesatz I. Kl. RM 12,— bis 15,—

Tagesatz II. Kl. RM 10,—

Tagesatz III. Kl. RM 7,—

Von sämtlichen Krankenkassen als Krankenhaus zugelassen.

			der	ro	baum	spät			
		in	blü	herbst	früh	ten	kirsch		
	al	streut	dem	wald	vom	macht's	der	leid	
	früh	ten	ter	ling	tut's	der	ro	dem	26978
zeit	ter	blüht	in	wind	chen	traum	es	glüht	das
ling	won	der	blät	so	schneit	sen	bu	von	win
	ber	mahnt	es	ta	in	nach	ein	leis	
	nach	ne	her	so	webt	gen	glück	ter	

Auflösungen aus Nr. 27

1. Schieberätsel: Tafelhubn. Geographisches Silben-
 rätsel: Hilf dir, und der Himmel wird dir helfen. — 1. Silberstein,
 2. Hfergebirge, 3. Leopoldshall, 4. Platon, 5. Delphi, 6. Mer, 7. Men-
 schen, 8. Neuland, 9. Nordnet, 10. Deifter, 11. Donauwörth, 12. Schö-
 nsee, 13. Reichenhall, 14. Sonnet, 15. Jhecho, 16. Weinigen. Kreuz-
 wörterrätsel: a) 1 Rajen, 4 Sam, 7 Maif, 8 Dofe, 9 Oit, 10 Gebin,
 11 Nero, 13 Maas, 14 Marbe, 17 Platon, 20 Egede, 22 Nora, 24 Nems,
 26 Arena, 27 Sau, 28 Maß, 29 Jfis, 30 Mit, 31 Etala; — b) 1 Noor,

2 Afsen, 3 Satrap, 4 Soda, 5 Afjat, 6 Menjur, 8 Demeter, 12 Orleans, 15 Bug, 16 Panama, 18 Odeffa, 19 Moral, 21 Email, 23 Reft, 25 Eufa. Magifche Figur: 1. Marathon, 2. Nethel, 3. Atteft, 4. Themje, 5. Heffen, 6. Holtenau. Räffelfprung: Sommernacht. Nun ruht der See im Glanz der Stunden, Die lächelnd ihm die Nacht Wie Wein in filberhellen Schalen Gedracht. Nur hin und wieder trägt der Wind Ein Lied auf feinen Schwingen, Das legt er lind wie Kinderfingen Auf Wellen, die entfchlummert find. Es fcheint, als wollten alle Sterne Dem Mond fid neigen, Unendlich wie die Ferne Ift fein Schweigen. (Schrobsdorff.)

Einfach
morgens oder
abends
die Kopfhaut
mit
Trilyzin
befeuchten -
das hilft!

Große Flasche RM 3.24, halbe Flasche RM 1.94.

1 Mel., 3 Mnsf., 1 Menth., 400 Bass., 600 Spirit.
Lav.-Del, 18, 14 Menth., 400 Bass., 600 Spirit.

bekannt
tur — 500 000 Ge
brauch — serienmäßig fabri
stellt sich zeitgemäß um.
Überall in Stadt und Land werden nach
erfolgter Prüfung der Bedürfnisfrage
Behandlungs- bzw. Beratungs-Institute
(Ambulatorien) eingerichtet, die jedem
Leiter (innen) eine gut auskömmliche
Existenz gewährleisten. Angenommen
werden als Bewerber Damen u. Herren
die zunächst eine eigene geräumige
Wohnung in guter Lage zur Verfügung
haben, prima Leumund besitzen und
bei denen die materiellen und sonstigen
Voraussetzungen gegeben sind, ein
vorwöchigen Lehrkurs in Berlin, fol
leitet von Lehrkräften Ärzten, Fa
beratern und Schwestern, zu besuch
Nach Absolvierung des Kurses er
die praktische Gestaltung des Betrie
Dauernde Verbindung und Unter
zung von seiten der Haupt-Organis
vertragl. gesichert. Krankenschwes
Helferinnen, die gewandt sind im H
Volumsverkehr, erhalten den Vo
Tüchtige, arbeitsfreudige Damen
Herren (Christen) können sich in
rer seit 32 Jahren bestehenden g
Organisation mit einem relativ k
Betriebskapital rasch und sicher
arbeiten. Bewerbungen unter
legung der Verhältnisse u. Ang
Referenzen erb. an „Naturgem
und Lebensweise“, an Ala-Haa
& Vogler A.-G., Berlin W 35.

Hugo Siegert, gegründet 1893
Altona/Elbe, Alsenplatz 6.

verbrannte Haut ist nicht immer das untrügliche Zeichen von Gesundheit; Gesicht, Arme und Hände schützt man vor den sengenden Sonnenstrahlen und verleiht der Haut jenes distinguirte Matt mittels Creme Leodor, das von der vornehmen Welt bevorzugt wird. Die wundervoll kühlende Wirkung der Creme Leodor schätzt jeder schon nach kurzem Gebrauch. Diese Creme ist auch eine vorzügliche Unterlage für Puder. Der dezente Geruch wird immer angenehm empfunden. Tube 54 Pf. und 90 Pf. Diese Hautpflege wird wirksam unterstützt durch Leodor-Edel-Seife, Stück 45 Pf. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.

Aus einer Zusage

Neue Bücher

Hunger nach Glück. Roman von Friedrich Eisenlohr. Verlag Scherl, Berlin. — Ein neuer Band der 2-Mark-Reihe ist da, stärker im Umfang als seine Vorgänger, mit einem sehr ansprechenden Umschlag — ein Band also, zu dem man, optimistisch angezogen, gern greift. Und man bereut es nicht, denn die Geschichte vom „Hunger nach Glück“, die Friedrich Eisenlohr mit sehr viel Geschmac und starker, dichterischer Eindringlichkeit erzählt, behandelt ein Problem, das jeden angeht. Alle hungern heute nach dem bißchen Glück, mit dem unsere Zeit so sparsam umgeht, und manch einer verstrickt sich dabei wie Konrad Degering, der Held des Buches, in Unrecht, ehe es ihm gelingt, eine neue, gesunde, und redliche Existenz aufzubauen.

Die Drei an der Adria. Roman von Mia Munier-Problewska. Verlag Scherl, Berlin. — Ein weiterer Band der 2-Mark-Reihe, ebenso umfangreich, ebenso gut aufgemacht, sind „Die Drei an der Adria“. Ein strahlend blauer Sommer an der dalmatinischen Küste wird hier den drei jungen und schönen Töchtern eines bekannten Wiener Opernsängers zum Schicksal. Die lebenslustige, temperamentvolle Immo, die kühle Rose-Marie, die empfindsame Liz, sie alle erleben die Liebe. Es ist ein Buch des Frauenherzens, tief im Gefühl, voll feinsten seelischer Schwüngen.

Königgrätz. Roman von Theodor Heinrich Mayer. L. Staackmann Verlag, Leipzig. — Ein Nachfolgebuch zu des gleichen Dichters Roman: „Minister Brück“. — Es haftet ihm zuviel Reserverendes an, als daß der Schritt der Geschichte jener unseligen Konfliktzeit tragödienhaft spürbar würde. Doch neben der Geschichtstreue, die zu unbestechlich offenen Urteilen nach beiden Seiten wird, wohnt in Theodor Heinrich Mayer eine oft wehmutsvoll hervorbrechende Liebe zu den Brudervölkern, die er in mehr ideologischen als idealen Zukunftsbildern geeint sieht zum Kraftquell und sittlichen Kern der Erde schlechthin. Der Roman bietet eine packende und dabei aufschlußreiche Unterhaltung, läßt aber eindringlich auch sein Ziel erkennen, mahnend in geschichtlichem wie in menscheits-ethischem Sinne zu wirken.

Hauptmann Sorrell und sein Sohn. Roman von Warwick Deeping. Übersetzt von Curt Thesing. Verlag Carl Schönmann, Bremen. — Die Kameradschaft zwischen Vater und Sohn hat in diesem aufwühlenden Roman eine überwältigende Darstellung gefunden. Es herrscht in ihm eine wortfarge, stählerne Männlichkeit, die das Leben, wo es am schwierigsten ist, richtig anpackt und bei unermüdlichem Einsatz der gemeinsamen Kräfte

das Außerordentliche leistet. Der Verfasser beleuchtet gründlich die gesellschaftlichen Zustände und Probleme von heute; er stellt der abgewirtschafteten Lüge und Halbheit menschlicher Beziehungen heldenhaft gelebtes Leben von klassischer Einmaligkeit entgegen, das in seinem Ausgang zur Begeisterung hinreißt wie ein sportlicher Wettkampf. Es ist zu begrüßen, daß dieser ebenso glänzend geschriebene wie überlegte Roman nun auch in einer billigen Ausgabe erschienen ist.

Mensch wie du und ich. Roman von Josef Friedrich Perkonig. Verlag Speidel, Wien. — Hier hat endlich ein Dichter das Kriegserlebnis geschildert, den Kriegsroman geschrieben. Bisher waren es nur geschickte Schriftsteller, bisher war es das Erlebnis, das wirkte. In diesem Roman wirkt die Kunst des Dichters. Perkonig schrieb das Buch vom kriegsgefangenen Russen, vom stillen Dulder und Leider in der Brutalität der österreichischen Gefangenenlager. Aus dem Grauen dieses Lagerlebens, das ebenso wie die Russen auch die Wachmannschaft und Offiziere packt, flüchtet sich der Dichter mit seinen Geschöpfen in die grandiose Freiheit des Alpenkrieges. Das Schönste, was über den Krieg in den Bergen je geschrieben wurde, steht in diesem Buch, das ein Dokument seiner Zeit und ein großes, bei allem Grauen doch reines Kunstwerk geworden ist.

Erlebtes Afrika. Eine Fahrt von Tanga nach Kairo. Von Rolf Brandt. Brunnen-Verlag, Willi Bischoff, Berlin. — Keine Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen werden in diesem hochinteressanten Buche mit dem lodenden Titel vorgetragen, sondern unter dem frischen Eindruck des Geschehenen und Erlebten niedergeschriebene ungemein anschauliche Schilderungen. Der Wert dieser Eindrücke, insbesondere wo es sich um wirtschaftliche und politische Rück- oder Ausblicke handelt, ist um so beträchtlicher, als Rolf Brandt es versteht, mit geschult sicherem Blick das Wesentliche, das, worauf es ankommt, zu erkennen und herauszuheben. Es hat sich in den wenigen Jahren wirtschaftspolitisch ungeheuer viel in Afrika verändert, wenn auch bei dem blendenden Außeren der britischen Verwaltung die Dinge sich vielfach ganz anders darstellen, als sie, hinter die Kulissen und in die Tiefe gesehen, sind. Seinen Werturteilen nach ist Brandt optimistisch gestimmt, denn er steht unter dem Eindruck der trotz Fehlschlägen meist nicht unterzukriegenden hoffnungsfreudigen Stimmung der Ansiedler. Das Schicksal Ostafrikas wird auch in der Zukunft in Europa entschieden werden; zu wessen Gunsten, das wird das Land sein, dessen Siedler der ausschlaggebende Faktor in der Kolonie sind. Deshalb sollte eine starke deutsche Besiedlung mit allen Kräften gefördert werden.

Für den Sommer - Romane von Minna Falk!

Schloß und Schlüssel

Eine zarte Geschichte von Heidebauern, Schäfern und der jungen Heike, deren ausblühende Jugend hier in Zartheit und Herbheit sich vor uns erschließt. Schön ausgestattet, ist dieser mit großem Erfolg in der Gartenlaube veröffentlichte Roman auch als Geschenk sehr zu empfehlen.

Gehftet 2.60 M / Ganzleinen 4.20 M

Hete wandert in den Frühling

Eine unmoderne Liebesgeschichte. Es sind keine ungewöhnlichen Schicksale, die der Familie Ott und der kleinen Hete begegnen, aber wie Minna Falk sie erzählt, das macht sie uns zu einem unverlierbaren Erlebnis. Man muß Hete lieb haben in ihrer köstlichen, unverfälschten Naivität (Osnabrücker Zeitung)

Gehftet 2.40 M / Ganzleinen 4.05 M



In allen Buchhandlungen / VERLAG SCHERL · BERLIN

Ausführliche Prospekte stehen kostenlos zur Verfügung!